

Zeitschrift: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern

Band: 51 (1967)

Artikel: Niklaus Manuel als Staatsmann

Autor: Tardent, Jean-Paul

Kapitel: 3: Vom Söldner zum Revolutionär und Staatsmann

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070971>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

III. VOM SÖLDNER ZUM REVOLUTIONÄR UND STAATSMANN

1. Die Zeit von 1516 bis 1522

Dem Inventar von Manuels politischer Tätigkeit in den Jahren 1528 bis 1530 folgt nun eine Untersuchung über seine politische Haltung. Es schien uns nötig, den engen zeitlichen Rahmen zu sprengen und Manuels Entwicklung von den Anfängen bis zu seinem Eintritt in den Kleinen Rat im Jahre 1528 darzustellen. Dies ist der Gegenstand des vorliegenden Kapitels. Die Untersuchung setzt mit dem Jahre 1516 ein, weil die ersten Quellen, die uns über Manuels politische Einstellung Auskunft geben, aus diesem Jahr stammen.

Manuel war ein Exponent der kleinbürgerlichen Handwerkskreise, die zu den Ämtern drängten und den Einfluss der alten ritterbürtigen Geschlechter einzudämmen suchten. Es wäre aber verfehlt, von einer demokratischen Tendenz und vom Ausgleich der Stände zu sprechen. Vielmehr wird bei Manuel deutlich, wie die genannten Kreise, in dem Mass wie sie sozial aufstiegen, ihr kleinbürgerliches Gehaben ablegten und das Ideal, die Gewohnheiten und den Lebensstil des Standes übernahmen, den sie aus dem Regiment verdrängten. Manuel huldigte dem ritterlichen Ideal. Es hinterlässt in seinem Werk deutliche Spuren. Der Ritter und der Ordensritter stehen als leuchtende Vorbilder da. Der Söldner gleicht in Tracht und Haltung dem Edelmann; er hat vom Ritter den Ehrenkodex übernommen. Manuel hat sich im Totentanz selber als vollkommenen Kavalier dargestellt¹.

Die ständische Gliederung der Gesellschaft beruhte nach mittelalterlicher Auffassung auf Gottes Schöpferwillen. Gott hatte das Recht der Stände gestiftet. Es galt deshalb als unantastbar. Diese Auffassung war während des Twingherrenstreites von Peter Kistler und seinen Anhängern angefochten worden. Sie hatten erklärt, es stehe der städtischen Obrigkeit zu, nach Belieben Rechte aufzuheben und neue zu schaffen. Der Streit der Meinungen über Ursprung und Natur des Rechtes war seither in Bern nie ganz verstummt. Er war ein Politikum ersten Ranges

¹ BEERLI, 87 ff.

geworden. Manuel bekannte sich zur traditionellen Rechtsauffassung. Er glaubte an den göttlichen Ursprung und an die Unantastbarkeit des Rechts. Dies geht aus einem Vers im Totentanz hervor. Der Jurist erklärt dort:

«Von gott sind all recht geflossen » ...¹.

Er drückt damit Manuels persönliche Meinung aus. Der Dichter hat den Vers nicht aus der Vorlage entnommen. Diese spiegelt nämlich eine andere Auffassung wider². Manuel hätte ihn auch nicht ohne weiteres übernommen. Dazu war das Eisen zu heiss.

Manuel kritisiert zwar im Totentanz den Klerus unverhältnismässig scharf; sein Gut, seine Privilegien und das kanonische Recht stellt er aber nicht in Frage. Auch die ständischen Privilegien und die Twingherrenrechte des Adels tastet er nicht an.

Die Gesellschaft stellte für das Mittelalter eine Pyramide dar, in der jedem sein fester Platz und seine Rolle zugewiesen waren; ihr entsprach im Jenseits die himmlische Hierarchie. Der Tod allein glich für einen kurzen Augenblick die Unterschiede aus³. Manuels Totentanz gibt diese Auffassung getreu wieder. An der Kirchhofmauer des Dominikanerklosters zog eine lange Reihe Todgeweihter, die Vertreter aller Stände vom Papst bis hinunter zum Juden und Heiden, am Betrachter vorüber. Sie erinnerten Hoch und Niedrig an ihre letzte Stunde, in welcher sie alle gleich sein würden. Aber Bild und Vers enthielten keine Spur eines revolutionären Gedankens. Sie stellten die Privilegien der Geburt und des Standes nicht in Frage. Sie zeigten bloss, dass sie angesichts des Todes keine Rolle mehr spielten⁴.

BEERLI meint, Manuel habe bei einem Werk, das der ganzen Stadt zugänglich war, die Auffassung der herrschenden Kreise wiedergeben müssen⁵. Es ist möglich, dass er mit seinem Bekenntnis zum Naturrecht den Herren schmeicheln wollte. Er konnte sich aber tatsächlich die Gesellschaft nicht anders als ständisch gegliedert vorstellen. Davon zeugt seine Malerei. Auf den Gesichtern seiner Figuren sucht man vergeblich nach dem Ausdruck einer individuell geprägten Persönlichkeit, wie er

¹ *Totentanz*, Strophe 49. ² BEERLI, 127. ³ ibid., 3.

⁴ ibid., 3 und 117. ⁵ ibid., 117.

in den Porträts eines Holbein oder Dürer anzutreffen ist. Manuel malte Typen, Vertreter der Stände: den Krieger, den Heiligen, die Frau usf. Die eigentlichen Standesfiguren sind ein beliebtes Motiv seiner Holzschnitte¹.

Mit seiner Rechtsauffassung bekannte sich Manuel zugleich zum dualistischen Aufbau des bernischen Staates, der die Rechte und Freiheiten der Twingherren und der autonomen Gemeinwesen achtete. Die Obrigkeit war an diese Rechte gebunden. Sie konnte nicht nach freiem Belieben die Verhältnisse umgestalten.

Manuel war ein überzeugter Republikaner, wie sich dies für den Bürger einer freien Reichsstadt und für einen Eidgenossen damals gehörte. Die stadtstaatlichen Magistraten – der Schultheiss, der Ratsherr und der Burger – verkörpern im Totentanz Manuels Ideal. Selbstlos dienen sie dem Gemeinwesen. Dieses ist eine übergeordnete Grösse. Die Fürsten hingegen gebärden sich als Herren und betrachten Land und Leute als ihr Eigentum, das ihren persönlichen Zwecken dienen muss.

Manuels kirchliche Kunst beseelt eine kindlich-naive Frömmigkeit, deren Formen den traditionellen, im Volk herrschenden Praktiken und Vorstellungen entsprachen. Die Muttergottes, die Heiligen, Satan und die Dämonen beschäftigten seine Phantasie weit mehr als der Erlöser².

Manuel lebte also noch ganz in der Vorstellungswelt des ausgehenden Mittelalters. Er vertrat die typische Haltung des städtischen Bürgertums dieser Zeit. Seine Einstellung zu Kistlers Ideen, die in gewissen Kreisen nachwirkten, lässt erkennen, dass er der herrschenden konservativen Richtung angehörte. Man gewinnt den Eindruck, dass diese Haltung seinen persönlichen Denkgewohnheiten entsprach und nicht nur auf politischer Berechnung beruhte.

Und doch, all dies ist nur Fassade, ist Konvention. Es fehlte Manuel nämlich die wesentliche Voraussetzung für eine echte konservative Haltung: das Geschichts- und Traditionsbewusstsein. Doch dies soll später dargetan werden³. Die eigentlichen Triebkräfte, die unter der Oberfläche wirkten und in seinen Bildern fassbar werden, weisen zum Teil in ganz anderer Richtung.

¹ KOEGLER, Die Holzschnitte des Niklaus Manuel Deutsch, 52 ff. und 64 ff.

² Vgl. dazu BEERLI, 62 ff. ³ Vgl. unten Seite 311 f.

Allenthalben spürt man in Manuels Werk ein neues, starkes Lebensgefühl, eine unbefangene Freude am Dasein und eine elementare Sinneslust¹. Und gerade im Totentanz kommt ein neues Bewusstsein der menschlichen Würde und des Eigenwertes der Persönlichkeit zum Ausdruck. Manuels Gestalten schicken sich nicht mit derselben dumpfen Resignation in das Unvermeidliche wie ihre Schicksalsgenossen auf den ältern Totentänzen. Sie gehen nicht alle demütig und gedrückt in den Tod. Einige begegnen ihm mit Angst, Trauer und Verzweiflung. Andere aber treten dem lächerlichen Kobold, der sie abholt, mit Gleichmut und überlegener Ruhe entgegen und behaupten damit dem blinden Schicksal gegenüber die Würde ihres Menschseins. Bürger aus allen Schichten sind dem Künstler Modell gestanden. Er hat sie wirklichkeitsgetreu dargestellt. Wenn er ihnen auch die anonyme Rolle von Standesvertretern zudachte, so konnten die Zeitgenossen doch die einmaligen Persönlichkeiten aus der Stadt wieder erkennen. Das Familienwappen hebt sie auch für die Nachwelt aus der Anonymität heraus. Manuel porträtierte sich im Totentanz selber. Er reihte sich aber nicht als Vertreter seines Standes in den Umzug ein. Als Maler, der sich anschickt, mit einigen Pinselstrichen sein grosses Werk zu vollenden, füllte er die letzte Arkade. Selbstbewusst bekennt er sich mit Namen und Wappen als dessen Schöpfer. Als ichbewusstes, erlebendes Subjekt tritt er dem objektiven Geschehen gegenüber. Er weiss sich freilich in dieses einbezogen. Das unvermeidliche Schicksal wird auch ihn treffen. Der Tod schleicht sich von hinten an ihn heran und schlägt ihm den Pinsel aus der Hand².

Manuels Laufbahn und besonders seine spätere Wirksamkeit verraten einen starken Drang nach Macht und Geltung, eine männliche Kraft, welche die Verhältnisse umzugestalten und das Geschick zu meistern sucht. Etwas von dieser Kraft spürt man in jener antikisierenden Profilbüste, die so sehr an Colleonis Reiterstandbild gemahnt³. Dieser Wille war von Anfang an da und liess sich nicht dauernd zurückbinden. Im Grunde konnte und wollte Manuel sich mit den Gegebenheiten nicht abfinden, auch nicht mit der überlieferten Gesellschaftsordnung.

¹ Vgl. dazu BEERLI, 76 f. ² ibid., 111; vgl. dazu ZINSLI, Totentanz, 28 ff.

³ MANDACH, Tafel 108; vgl. dazu BEERLI, 88.

Manuel rüttelte nicht am alten, ehrwürdigen Gebäude der Gesellschaft. Er trat aber den oberen Ständen viel unbefangener und kritischer gegenüber als die Verfasser der alten Totentänze. Die der Gattung eigene satirische Tendenz tritt bei ihm schärfer hervor. Besonders hart geht er mit den Geistlichen ins Gericht¹. Auch die Fürsten müssen vom Knochenmann herbe Vorwürfe hören, und die Bilanz, die sie selber in ihrer Todesstunde ziehen, ist oft niederschmetternd. Die Vertreter der bürgerlichen Welt kommen am besten weg.

Ein Vergleich von Manuels Werk mit den älteren Totentänzen, besonders mit der Basler Fassung, die ihm als Vorlage gedient haben mag, zeigt charakteristische Abweichungen, die auf eine persönliche Skala von Werten schliessen lassen. Für Mönche und Einsiedler hat er nur Verachtung übrig. Die Begine achtet er, weil sie für Arme und Kranke sorgt. Ganz gross steht bei ihm der Ordensritter da, weil er mit Heldenmut und Todesverachtung die Christenheit gegen die Ungläubigen verteidigt. Dem Ritter windet er auch ein Kränzchen, weil er Witwen und Waisen schützt und für Gerechtigkeit kämpft. Der Jurist stellt seine Person zurück und betont die Unantastbarkeit des Rechts. Die städtischen Magistraten zeichnen sich aus durch ihre Würde, ihre Unbestechlichkeit, ihre Gerechtigkeit und ihre Selbstlosigkeit im Dienste des Gemeinwesens. Den Handwerker achtet Manuel seiner harten Arbeit, die Witwe ihrer Tugendhaftigkeit und den Krieger seiner Tapferkeit und Kraft wegen. Den Bauern schätzt er, weil er der Gesellschaft unentbehrlich ist. Manuel hat also keinen Sinn für Kontemplation. Es begegnet uns hier das Ideal eines der Welt zugewandten, tätigen Lebens im Dienste des Gemeinwesens und in der Verantwortung für die Mitmenschen².

Deutlich wird auch Manuels Sympathie für den einfachen Mann und für den Aussenseiter der Gesellschaft – den Krieger und die Metze. Man spürt seine starke innere Anteilnahme am harten Los des Handwerkers, des Bettlers und der Mutter, die ihr Kind verliert. Vor allem aber weiss er um ihre tiefe Todesangst und ihren elementaren Lebenswillen. Er ver-

¹ Er treibt seine Respektlosigkeit so weit, dass gewisse Forscher darin die Spuren einer späteren Überarbeitung sehen wollen; vgl. BEERLI, 121; ZINSLI, Totentanz, 13 f.

² BEERLI, 117 ff., besonders 139.

steht es, sich in die Situation der Sterbenden zu versetzen. Ihre Not wird zur seinen. Auf unvergleichliche Weise bringt dies die Antwort, die der Bettler dem Tod gibt, zum Ausdruck:

«Vil hunger leid ich hie uf erden,
Mocht ouch weder rich noch gsund werden;
Noch wölt ich lieber also leben,
Dann mich dem herten tod ergeben»¹.

Die Freude am Dasein, die starke Sinnlichkeit und das erhöhte Ichbewusstsein sind die Grundtatsachen, von denen man ausgehen muss, wenn man nach den Motiven von Manuels Wirken sucht. Ihr Korrelat ist das Bewusstsein der Vergänglichkeit und der Allgegenwart des Todes. Manuel ist sich stets bewusst, dass die Schatten des Todes das Dasein begrenzen und bedrohen. Von daher gewinnt es aber erst seinen eigentlichen Wert und seinen vollen Glanz. Von diesem Gefühl der Bedrohtheit legen seine Bilder vielfach Zeugnis ab².

Dazu kommt eine übersteigerte Aggressivität. Sie verleiht der Kritik im Totentanz ihre Bissigkeit. Sie offenbart sich in seiner Leidenschaft für Krieg und Reislauf. Sie erklärt seine masslose Wut über die Sieger von Bicocca und das Ungestüm seiner Angriffe auf das Papsttum.

Erotik, Aggressivität und das Gefühl der Bedrohtheit alles Irdischen führen bei Manuel zu einer seltsamen Vorliebe für dramatische Höhepunkte, gewaltsame Entladungen und Katastrophen, für grausame Szenen und für Blut, wie sie sich in Wahl und Behandlung der Bildthemen immer wieder äussert. Man denke etwa an das Martyrium der Zehntausend, an die Enthauptung des Täufers oder an die vor einigen Jahren entdeckte Bekehrung des Paulus. Dieser Hang ist ambivalent. Er bedeutet Faszination und Abscheu zugleich³.

Bei diesen Voraussetzungen blieben Manuel grundsätzlich zwei Möglichkeiten offen: Er konnte seine Kräfte in den Dienst eines Übergeordneten stellen und für das Glück der andern und die Erhaltung des Friedens

¹ *Totentanz*, Strophe 73; zu diesem Problem vgl. ZINSLI, *Totentanz*, 35 ff.

² BEERLI, 103 ff.; ZINSLI, *Totentanz*, 28 f.

³ Vgl. dazu BEERLI, 100 ff.; HUGGLER, Niklaus Manuel 1484–1530. Die Bekehrung des Saulus 1519, besonders Seite 61 f.

wirken. Oder er konnte sich in Kampf und Krieg austoben und auf Kosten der andern seinen unersättlichen Lebensdurst stillen. Da lag das Grundproblem seines Lebens. Die Bestätigung liefert uns wiederum sein dichterisches Werk. Der Gegensatz zwischen der Selbstherrlichkeit des Menschen und der Hingabe im Dienst eines Übergeordneten ist nämlich nicht nur für den Totentanz kennzeichnend. Er beherrscht auch alle seine reformatorischen Kampfschriften¹.

Dem Totentanz ist zu entnehmen, dass Manuel sich bereits für die erste Möglichkeit entschieden hatte. Starke, geistige Kräfte wirkten in dieser Richtung: seine kindliche Frömmigkeit, sein starkes Mitgefühl, seine republikanische Gesinnung und die Tendenz, die Gegensätze auszugleichen, wie sie in seiner Malerei zum Ausdruck kommt. DEBRUNNER weist nämlich nach, dass Manuel seine Bilder meist auf Gegensätze aufbaut und dann die ausgleichende Mitte sucht. Er sieht darin geradezu eine Grundstruktur seiner Werke².

Dies war aber nur Ideal, geistige Schau dessen, was sein sollte. Das Leben sah anders aus.

1516 spätestens ergriff Manuel Partei im grossen Ringen zwischen Valois und Habsburg und zwischen der königlichen und der kaiserlichen Partei in der Heimat. Mit dem ganzen Ungestüm seines Wesens warf er sich in den Kampf. Er beteiligte sich an den Feldzügen von 1516 und 1522.

Er liebte den Krieg und den Reislauf leidenschaftlich. Er war von ganzer Seele Söldner. Der Krieger bildet zusammen mit der Frau das Hauptthema seiner Malerei. Eine Reihe von Schlachtendarstellungen zeugt auch von dieser Liebe. Manuel verherrlichte den Krieg und das Söldnerleben vorbehaltlos und brachte nur deren Lichtseiten zum Ausdruck. Nur selten kam der dunkle, dämonische Aspekt zur Geltung³.

Der Reisläufer, wie Manuel ihn unzählige Male dargestellt hat und wie er und seine Kameraden ihn verkörpert haben, ahmt in vielem den Edelmann nach. Im Wesentlichen ist er aber dem ritterlichen Ideal diametral entgegengesetzt. Er kämpft nicht primär für eine gute Sache. Er lebt

¹ Vgl. unten Seite 78 f.

² DEBRUNNER, Manuels Problem der Mitte; vgl. dazu auch KOEGLER, Beschreibendes Verzeichnis der Basler Handzeichnungen des Niklaus Manuel Deutsch, 8.

³ Zu diesen dunklen Seiten, vgl. MANDACH, Tafel 69, 70 und 78.

seine Kraft dem Meistbietenden. Es locken ihn der Sold, die Beute und das Abenteuer. Er liebt den Krieg um des Krieges willen. Wenn er die muffige Enge der Stadt oder den väterlichen Hof verlässt und nach Italien zieht, fühlt er sich frei, und die Welt gehört ihm. Und welche herrliche Welt erwartet ihn dort: reiche Städte mit prächtigen Gärten und Palästen, schöne, feurige Mädchen und eine paradiesische Landschaft, über die sich ein immer blauer Himmel wölbt. Dort will er seinen unbändigen Lebensdurst stillen. Dort will er in der Schlacht seine Kräfte messen und sich in der Gefahr bewähren. Dies hebt ihn über sich selbst hinaus und lässt ihn erst recht an der Fülle des Lebens teilhaben.

Diesem Leitbild entspricht Manuels Verhalten. Als der Kaiser 1516 mit einem Heer von deutschen Landsknechten und von Söldnern aus den östlichen Orten die Franzosen aus Mailand vertreiben wollte, schloss sich Manuel der Schar Albrechts vom Stein an, welche dem König zu Hilfe eilte. Eidgenossen zogen gegen Eidgenossen. Ein blutiger Zusammenstoss zwischen Brüdern drohte. Die Tagsatzung tadelte Bern, dass es die französische Werbung und den Aufbruch erlaubt habe. Der Rat sah sich genötigt, die Schar zurückzurufen. Wiederholt schickte er ihr Boten mit immer dringlicheren Befehlen nach. Das angedrohte Strafmass wuchs von Mal zu Mal. Zuletzt verhiess der Rat den Unbotmässigen ewige Verbannung. Aber Albrecht vom Stein und seine Leute setzten sich über die Befehle und Drohungen hinweg und zogen unbeirrt weiter. Gross war der Unwille der kaiserlich gesinnten Orte über Bern. Die Spannung wuchs zusehends. Bern war auf einen Überfall von seiten der Unterwaldner gefasst. Man stand am Rande eines Bürgerkrieges. Bern wies die Unbotmässigen auf die Gefahr hin. Allein, auch dieses Argument verfing nicht. Sie waren von ihrem Vorhaben nicht abzubringen. Sie kamen frühzeitig genug nach Mailand und verstärkten die dortige französische Besatzung. Die kaiserlichen Schweizer bombardierten nun die Stadt und bedrängten die Franzosen so sehr, dass sie sich anschickten abzuziehen. Da nahm Albrecht vom Stein zu einer List Zuflucht. Er schrieb dem Kaiser einen Brief, worin er ihm mitteilte, seine Truppen ständen mit den französischen Eidgenossen in Unterhandlung und würden bald von ihm abfallen. Es würde ihm dann ergehen wie vormals dem Mohren in Novara. Der Betrug wirkte. Der Kaiser verliess fluchtartig die Truppen, und

diese kehrten arm, verspottet und als Verräter verschrien heim. Die französischen Schweizer hatten ihr Ziel erreicht und kamen reich belohnt zurück¹. Die Gemeinheit Steins schadete dem Ansehen der Eidgenossen mehr als der Verrat von Novara und die Niederlage von Marignano.

Das Verhalten der französischen Schweizer wirft ein bedenkliches Licht auf ihre Gesinnung. Es zeugt von einem hohen Grad von Verantwortungslosigkeit. Um ihrer und ihres Brotherrn Interessen willen nahmen sie das Risiko auf sich, auf fremden Boden gegen ihre Landsleute kämpfen zu müssen, und setzten sie den Frieden in der Eidgenossenschaft mutwillig aufs Spiel. Die Autorität der Obrigkeit achteten sie gering. Sie setzten sich über ihre dringlichsten Befehle und strengsten Drohungen hinweg und trieben mit ihr ein übles Spiel. Man lese nur ihre Briefe an den Rat².

Man mag nun einwenden, das alles treffe nicht unbedingt für Manuel zu. Als die Schar von Bern wegzog, war nicht vorauszusehen, dass der Feldzug so grosse Gefahren heraufbeschwören würde, und, als die Ereignisse eine bedenkliche Wendung nahmen, konnte er nicht einfach mit den Boten heimkehren, da er bestimmt über kein Pferd verfügte. Auch lebte er in einer Zeit, wo sich der Einzelne nicht leicht von der Gemeinschaft absonderte, wenn er mit ihr nicht einigging. Dem ist aber entgegenzuhalten, dass er sich als Feldschreiber Albrechts vom Stein herbeiliess, in einem Brief an die Obrigkeit den Ungehorsam der Truppe mit faulen Argumenten zu rechtfertigen. Man hätte ihn nicht dazu gezwungen, wenn er mit seinen Kameraden nicht einverstanden gewesen wäre. Es gab unter ihnen gewiss genug schreibkundige Leute³. Man möchte wissen, ob er sich auch dazu hergegeben hat, den Brief an den Kaiser zu schreiben.

Reislauf und Pensionenwesen zeitigten üble Folgen. Hader und Zwittertracht nahmen überhand. Sie wurden zur eigentlichen Not der Zeit. Seit den Tagen von Marignano beherrschte der Kampf zwischen der könig-

¹ SCHWINKHART, Chronik, 194 ff.; BÜCHI, Matthäus Schiner II, 80 ff.; VETTER, Der Mailänder Krieg von 1516 und Niklaus Manuel; WEISZ, Die Eidgenossen nach Marignano, Aufsatz in der NZZ vom 19. Juni 1966, Nr. 2703.

² VETTER, op. cit., 203 ff. ³ ibid.

lichen und kaiserlichen Partei das öffentliche Leben in der Eidgenossenschaft. Die Agenten der beiden Mächte durchquerten das Land und schürten das Feuer. Zwischen kaiserlich und königlich gesinnten Orten kam es zu schweren Spannungen. Innerhalb der Orte kämpfte eine Opposition verbissen gegen die herrschende Richtung. Der Kampf wurde nicht nur in den führenden Kreisen ausgefochten. Die Parteidenschaft hatte auch den gemeinen Mann erfasst. Stadt und Land waren zerfallen. Zu den politischen Konflikten kamen allenthalben die sozialen Spannungen dazu. Der einfache Söldner lehnte sich gegen die Kronenfresser auf. Er begegnete seinen Hauptleuten im Feld mit grossem Misstrauen. Kurz, der politische und soziale Körper der Eidgenossenschaft war zerrissen wie nie zuvor¹.

Manuel erkannte die Not. Er sah die Gefahr. Dies bezeugt ein Scheibenriss aus dieser Zeit. Er stellt eine Schildhalterin mit dem Wappen der Familie Steiger dar und darüber ein mörderisches Handgemenge zwischen Eidgenossen². In der rechten oberen Ecke verlässt ein Fähnrich in Teufelsgestalt den Schauplatz. An einem Fangseil schleppt er das rasende Völklein mit sich. Manuel weiss, dass Bruderkriege mit besonderer Grausamkeit und Erbitterung geführt zu werden pflegen. Auf keiner seiner andern Schlachtendarstellungen wird mit solcher Verbissenheit und Wut gekämpft. Je zwei und zwei sind aneinandergeraten, wälzen sich in wilden Knäueln herum und suchen sich auf die grausamste Art umzubringen. Es ist kein Kampf mehr, sondern eine grauenerregende Schlächterei. Manuel weiss eben um die Dämonie der entfesselten Leidenschaften, und er scheint seinen Zeitgenossen warnend zuzurufen: Wenn wir noch weiter in den höllischen Reigen hineingeraten, werden wir wie von höherer Gewalt unwiderstehlich in den Abgrund hinabgerissen werden.

Der Reislauf brachte auch andere Schäden. Wir meinen die Auflösung der sittlichen Ordnung und die allgemeine Verwilderung des Lebens. Manuel ist sich auch dieser Gefahr bewusst. Man betrachte nur die Justitia, die vor einem Söldner steht. Ihre Augenbinde ist durchsichtig, und die Schale ihrer Waage sinkt tief herab, weil der Söldner ein Geldstück hin-

¹ Vgl. BEERLI, 147 ff.

² MANDACH, Tafel 70; vgl. dazu den Kommentar in KOEGLER, Beschreibendes Verzeichnis der Basler Handzeichnungen des Niklaus Manuel Deutsch, 14 ff.

eingeworfen hat¹. Auf einem andern Blatt inspiriert der Teufel mit einem Blasebalg eine Zuhälterin, die mit einem Reisläufer verhandelt².

Die Parteileidenschaft und die Freude am Reislauf waren aber stärker als die Bedenken. Die Zeugnisse einer bessern Einsicht bleiben vereinzelt. Weitaus die meisten Bilder spiegeln nur die Lichtseiten des Söldnerlebens. 1522 nahm Manuel erneut französischen Sold.

Nach der Kaiserwahl von 1519 schlossen sich ausser Zürich nach und nach alle Orte der franzosenfreundlichen Politik Berns an. Die Gefahr des eidgenössischen Bruderkrieges schwand allmählich. Die politische Entwicklung hob aber die anderen Schäden des Reislaufes nicht auf. Trotzdem zog Manuel wieder nach Italien.

2. Die Wende von 1522

Der Feldzug von 1522 brachte die Wende in Manuels Haltung. Was er in Italien erlebte, erschütterte ihn tief und löste eine schwere innere Krise aus. Sie führte zur entscheidenden Wandlung.

Die Eidgenossen eroberten und plünderten Novara. Sie hausten wie die Wilden in der leidgeprüften Stadt. Ihr Treiben erfüllte selbst die Franzosen mit Grauen. Sie erschlugen ihre Feinde, machten Greise und Kinder nieder, schändeten die Frauen und leerten Kisten und Kasten. Sie drangen in Kirchen und Klöster ein und raubten das Geld und die Kleinodien, welche die Bürger dorthin in Sicherheit gebracht hatten. Sie liessen dabei auch den Kirchenschatz mitlaufen und vergewaltigten die Nonnen³.

Manuel war dabei. Er beteiligte sich sogar an der Plünderung. Anshelm schreibt, er habe sich an diesem Feuer wohl erwärmt. Dies heisst nun freilich nicht unbedingt, dass er sich an Nonnen vergriffen und Kelche gestohlen hat. Anshelm redet zwar im Zusammenhang mit Manuel von einer Untersuchung. Es ist aber nicht klar, ob Manuel sie durchführen sollte oder ob sie gegen ihn angeordnet worden war⁴. Er wurde übrigens durch einen Schwertstreich an der linken Hand leicht verwundet. Die

¹ Vgl. dazu BEERLI, 90; Kommentar bei STUMM, Niklaus Manuel als bildender Künstler, 63.

² Vgl. MANDACH, Tafel 69. ³ ANSHELM IV, 514.

⁴ ibid.; GRÜNEISEN, 96; STUMM, op. cit., 819; BAECHTOLD, Seite XXVIII f.; BEERLI, 161, Anmerkung 5; WARTMANN, Niklaus Manuel Deutsch, 38.

Sache war harmlos. Manuel verband die Hand, und die Wunde heilte rasch wieder zu¹.

Auf den Siegestaumel folgte Ernüchterung und Entsetzen. Manuel war erschüttert. Die verübten Greuelarten und der Anblick des Elends in der geplünderten Stadt liessen ihn erschauern. Die Not der Bürgerschaft drang ihm ans Herz. Er sah nun, wohin seine Leidenschaft führen konnte. Was er dunkel gehahnt hatte, bestätigte sich auf furchtbare Weise. Die im Krieg entfesselten Leidenschaften entglitten der Kontrolle des Menschen. Sie rissen ihn mit, durchbrachen alle Schranken und zerstörten alle Ordnung. Manuel hatte dies nicht nur bei seinen Kameraden beobachten können. Er hatte es, und dies war viel unheimlicher, an sich selbst erfahren müssen. Auch ihn hatte der Rausch übernommen. Er hatte sich zu Taten hinreissen lassen, deren er sich nun schämte. Dieses Erlebnis war für ihn um so entscheidender, als er seinen Hang zur Masslosigkeit längst kannte und die Gefahr, die ihm von dieser Seite her drohte, gehahnt hatte. Etwas kommt noch hinzu. Die an sich harmlose Verletzung der linken Hand machte dem Künstler schlagartig deutlich, welchen Risiken er sich ausgesetzt hatte. Wie leicht hätte es die Rechte treffen und ihn der Fähigkeit, seine Kunst auszuüben, berauben können! Seine Liebe zum Krieg verwandelte sich in Abscheu. Er entschloss sich, dem Reislauf zu entsagen. Dies teilte er wenige Tage nach den Ereignissen in seinem Brief aus Vigevano dem Rat mit².

Kurze Zeit darauf erfolgte die Katastrophe. Franzosen und Eidgenossen erlitten bei Bicocca eine schwere Niederlage. Das Feuer der gut verschanzten Landsknechte mähte die Ansturmenden nieder und zwang sie zum Rückzug. Sie liessen Tausende von Toten und Verwundeten auf der Walstatt zurück.

Wie die Ereignisse auf Manuel wirkten, zeigen das «Bicocca-Lied» und der «Traum». Als die deutschen Landsknechte ihr Siegesgeschrei anstimmten und in ihren Liedern die Eidgenossen verhöhnten, bäumte sich Manuels Kriegerstolz auf. Masslose Wut packte ihn. Er dichtete selbst ein Lied, worin er seinen ganzen Hohn und Spott über die eitlen Prahler ausgoss³.

¹ GRÜNEISEN, 293; STRICKLER I Nr. 405.

² BAECHTOLD, Seite XXIX. ³ BAECHTOLD, 21 ff.

Aber Manuel brütete während der Heimreise nicht nur Rachegedanken. Schwere Sorgen drückten ihn. Entsetzliche Bilder erstanden immer wieder vor seinem innern Auge. Er sah rauchende Trümmer, flehende Kinderhände, in Schande geratene Frauen und blutüberströmte Krieger mit schmerzverzerrten Gesichtern. Es müsste einer ein steinernes Herz haben, dachte er, wenn ihn ein solcher Anblick nicht erschütterte¹.

Manuel gewann eine völlig neue Einstellung zu Krieg und Solddienst. Seine alte Liebe verwandelte sich endgültig in Abscheu. Der Krieg offenbarte ihm sein wahres Gesicht. Er zeigte sich ihm als das, was er ist: die alles zerstörende und namenloses Elend schaffende Macht.

Die Frage bedrängte ihn, wer all dies Unheil angestiftet habe. Es war ihm klar, dass ein Einzelner dazu nicht imstande war. Er musste viele Anhänger haben. Aber auch das genügte zur Erklärung nicht. Menschenmacht reichte zu einem solchen Werke nicht aus. Der Teufel steckte dahinter. Er hatte Tag und Nacht den Samen der Zwietracht gesät.

Dem Parteigänger des französischen Königs fiel die Antwort nicht schwer: Kaiser und Papst sind an allem schuld. Sie haben dem König den Krieg aufgezwungen, um ihre Habsucht und ihre Machtgier zu befriedigen². Er musste wohl an den deutschen Mönch denken, der in aller Leute Mund war und der behauptete, der Papst stehe mit dem Teufel im Bunde, ja er sei der verkörperte Antichrist. Sollte er etwa recht haben?

Das Ende des Ringens war nicht abzusehen, und die bange Frage drängte sich auf, wohin das alles noch führen sollte. Wenn das noch zehn Jahre so weitergeht, sagte sich Manuel, wird die Welt eine Wüste sein³. Wer wollte das Verhängnis aufhalten?

In diesem Zustand der Niedergeschlagenheit und des quälenden Fra gens geschah das Entscheidende. Um dies zu verstehen, muss man den Inhalt des «Traumes» überblicken. Er sei hier in Kürze wiedergegeben. Manuel liegt im Zelt. Er kann nicht schlafen. Dunkle Gedanken plagen ihn. Er wälzt sich voller Sorge auf seinem Lager. Schliesslich bezwingt ihn der Schlaf, und im Traum wird er in den Himmel entrückt. Unter sich auf der Erde sieht er eine wogende Menschenmenge, die auf den

¹ *Traum*, Vers 1 ff. und 126–289. ² *Traum*, Vers 189 ff. und 696 ff.

³ *Traum*, Vers 274 ff.

Papst einstürmt und dem Widerstrebenden ein kleines Buch zu entreissen trachtet. Es ist das Evangelium. Ein Licht geht vom Evangelium aus und verbreitet sich über die ganze Erde, so dass Manuel die Menschen besser wahrnimmt. Doch Welch grauenhafter Anblick! Es sind lauter Opfer des Krieges: Witwen und Waisen, die dem Hungertod entgegensehen, Frauen, welche die Not zur Schande gezwungen, vergewaltigte Nonnen, blutbefleckte, mit Wunden bedeckte Krieger. Alle klagen sie ihre Not und beschuldigen den Urheber ihres Elends, den Papst, er habe sie in einen brudermörderischen und ungerechten Krieg hineingezogen, der nur seinen selbstsüchtigen und verbrecherischen Absichten dienen sollte. Da ertönt die Stimme Gottes. Sie verkündet den Menschen, dass der Papst in die Welt gesetzt worden sei zur Strafe für ihren Abfall, und um sie zur Busse zu führen. Sie sollten den Tyrannen mit Demut und Geduld ertragen. Dann sieht der Träumer den Papst hinsinken und verscheiden. Er erscheint an der Himmelstüre. Allein, Petrus gewährt ihm keinen Eingang. Der Papst gehört in die Hölle. Dort wird er denn auch mit Ehren empfangen, denn selten hat ein Mensch das Werk des Höllenfürsten so gefördert wie er. Schliesslich versinken Hölle und Erde, und Manuel sieht in den Himmel hinein. Er erblickt die gnadenreiche Himmelskönigin, ihren Sohn und die lobsingenden Engelchöre. Grenzenlose, unsagbare Seligkeit erfüllt ihn. Allein, die Schellen des Maultieres in seinem Zelt erklingen, und in der Ferne ertönen Hahnenschreie und Hundegebell. Manuel erwacht, und das Traumgesicht verschwindet. Er findet sich in der harten Wirklichkeit wieder. Er liegt im Harnisch auf der blosen Erde, die Läuse beissen ihn. Er seufzt aus Herzensgrund. Seit ihm der Traum erschienen, ist ihm die Welt entfallen. Er weiss jetzt, dass hiernieden alles vermischt ist mit bitterer Galle und kein Mensch und kein Stand vollkommen sind. Kindlich und demütig bittet er Christus um Erlösung und Auferstehung zum ewigen Leben.

Die Traumsituation und die Entrückung sind literarische Fiktionen. Gedanken und Gefühle aber sind echt. Dafür bürgen die Grossartigkeit der Vision und die Kraft der dichterischen Aussage. Das Werk ist der Niederschlag einer tiefen Erschütterung und Wandlung. Für die Kenntnis von Manuels Persönlichkeit und Entwicklung ist es von zentraler Bedeutung.

Manuel hat eine Bekehrung erlebt. In seiner Not ist ihm der Erlöser begegnet. Er hat die befreiende Gnade und den beseligenden Vorgeschmack ewiger Herrlichkeit erfahren dürfen.

Er hat zugleich den Übertritt zum neuen Glauben vollzogen. Christus, sein Evangelium und seine Erlösertat stehen im Zentrum. Daran ändert auch die Marienvision am Schluss des Werkes nichts. Sie ist der letzte Rest altkirchlichen Glaubensgutes, welcher die Erschütterung von Bicocca überlebt hat. Daneben tauchen die Grundgedanken der neuen Lehre auf. Das Evangelium ist das Licht der Welt¹. Der Vater vergibt dem Reumütigen um des Sohnes willen². Der Papst hat nicht die Gewalt, den Himmel zu öffnen³. Christus ist der alleinige Herr der Kirche. Weil die Menschen ihm nicht gehorcht, sondern auf die Stimme des Papstes gehört haben, sind sie vom Evangelium abgewichen und in Menschenlehre versunken⁴.

Dieser Glaubenswechsel Manuels war die Folge eines echten und tiefen religiösen Erlebnisses. Die Partien, die von der Bekehrung Zeugnis ablegen – die Rede Gottes, die himmlische Vision und das Schlussgebet –, klingen nicht weniger überzeugend als die andern Stellen⁵. Die späteren Werke liefern die Bestätigung. Sie weisen alle Spuren einer lebendigen Glaubenserfahrung auf. Eine reiche Fülle geistlicher Erkenntnisse in immer neuen Verbindungen ist in seine Kampfschriften eingeflossen. Christus und seine Erlösertat spielen dabei die beherrschende Rolle. Eine wunderbare Erlösergestalt tritt uns da entgegen. Wenn es um Christus geht, wird der sonst so derbe und kräftige Ton innig und zärtlich. Voll kindlichen Vertrauens fleht der Dichter ihn um Gnade. Er weiss sich in ihm geborgen⁶.

Von diesem neu gewonnenen Glauben ging eine bestimmende Kraft aus, die aus Manuels Leben und Wirken nicht wegzudenken ist.

Der Glaube verstärkte und vertiefe zunächst gewisse in Manuels Wesen angelegte Probleme und Tendenzen.

Der Gegensatz zwischen der Selbstherrlichkeit des Menschen und seiner Hingabe im Dienste eines Übergeordneten beherrscht nun erst

¹ *Traum*, Vers 56 ff. ² *Traum*, Vers 361 ff. ³ *Traum*, Vers 465 ff.

⁴ *Traum*, Vers 342 ff. ⁵ *Traum*, Vers 290–365 und 784–863.

⁶ Vgl. z.B. *Traum*, Vers 852 ff.; *Gegensatz*, Vers 1–62, 179 ff. und 194–214; *Priesterschaft*, Vers 660 ff., 1740 ff., 1834 ff., 1850 ff., 1931 ff. usw.

recht seine Dichtung. Das Übergeordnete ist nun nicht mehr blass das menschliche Gemeinwesen. Christus, Petrus, Paulus, der Rhodier, der Prädikant, die Bauern, Barbali, alle haben sie sich bedingungslos dem Willen Gottes unterworfen und ihre Kraft in seinen Dienst gestellt. Der Papst und seine Priester leben nur sich selbst, aber letztlich tun sie doch das Werk des Teufels. Das menschlich-ethische Problem bekommt hier eine theologische Dimension. Man darf darin aber keine Projektion sehen. Manuels persönliches Problem und der zentrale Anspruch des Christentums treffen sich. Die neue Lehre verlieh diesem Gegensatz eine besondere Schärfe, indem sie dem Menschen alle kreatürliche Eigenständigkeit und Würde absprach und ihn vollständig von der Allmacht und der Gnade Gottes abhängig machte. Bei Manuel tritt er uns denn auch in der für die Reformation bezeichnenden Form und Radikalität entgegen. In den Fastnachtsspielen von 1523 und im «Ablasskrämer» zeigt sich die Hoffart der Priester und Fürsten in allen ihren Erscheinungsformen: in ihrer Geldgier, ihrer Herrschaftsucht, ihrer Lasterhaftigkeit, ihrer Rücksichtslosigkeit und Härte und in ihrem Hang zu Krieg und Blutvergiessen. In den späteren Werken erscheint der Gegensatz fast ausschliesslich auf den erkenntnistheoretischen Aspekt beschränkt. Die Priester bauen auf menschliche Weisheit. Die vom Evangelium Ergriffenen lassen nur die offenbarte Wahrheit gelten.

Der Glaube verstärkte auch Manuels natürliche Hinwendung zum Mitmenschen und sein Mitgefühl für den leidenden Bruder. Ein echtes und tiefes Erbarmen schwingt in der ergreifenden Klage der Kriegsopfer im «Traum» mit. Manuel deutet selber an, dass hier nicht nur der natürliche Mensch angesprochen worden ist. Erst das Licht, das vom Evangelium ausgeht, erhellt den Schauplatz der Geschehnisse recht und lässt den Träumenden die Opfer und ihr grenzenloses Elend deutlich erkennen¹. Die soziale Gesinnung, wie sie in seinen Kampfschriften allenthalben zum Ausdruck kommt, ist von diesem evangelischen Geist getragen und geprägt. Er hebt aber die in der Natur begründete Einstellung nicht auf. Er verstärkt und überlagert sie nur. Dies zeigen sehr schön zwei Briefe aus Erlach. In dem einen bittet der Landvogt seine Herren mit bewegten Worten, für drei Waisenkinder zu sorgen. «Doran», so schreibt er,

¹ *Traum*, Vers 106 ff.

«tünd jer got ein wolgefellig opfer, dan sy sind gwuss jnn der zal, nach wellchen Cristus am jungsten tag wurtt fragen, öb man sy gespist und getrenkt habe »¹. Aus dem ergreifenden Dokument spricht der gläubige Christ. Im zweiten Brief erkundigt sich Manuel, was er mit zwei aus fremden Diensten heimgekehrten jungen Burschen, die er hat einstecken müssen, anfangen solle, und fügt bei, er habe Erbarmen mit ihnen. Der Zürcher, ein hübscher junger Mann, der nicht heimkehren dürfe, daure ihn ganz besonders². Hier handelt es sich um eine rein menschliche Sympathie des ehemaligen Söldners. Auch fühlte sich offensichtlich der Künstler durch die Schönheit des einen Burschen angesprochen.

Auch sein Abscheu vor dem Krieg erfuhr eine Verstärkung und Vertiefung vom Evangelium her. Einmal machte es ihn hellsichtiger für die Leiden seiner Brüder. Dann erkannte er erst im Licht, das vom kleinen Buch ausging, die furchtbare Macht des Bösen und dessen verheerendes Treiben. Er sah ein, dass diese Macht nie grösseres Unheil anstellte als im Krieg. Dieser zerstörte nicht nur das irdische Glück so vieler, unzählige nahmen auch Schaden an ihrer Seele³. Er betrachtete den Krieg von nun an als den schlimmsten Ausfluss und das wirksamste Mittel der Hölle⁴. Der Teufel hetzte die Christen gegeneinander, damit sie um so eher die Beute der Türken würden. Sie sollten davon abgehalten werden, den gottgefälligen, heiligen Krieg gegen die Ungläubigen zu führen⁵.

An einer Stelle geschah der entscheidende Bruch. Ein unbändiger Lebensdrang hatte Manuel seinen Idealen untreu werden lassen und ihn nach Italien getrieben. Nun hatte sich ihm ein anderer, viel reicherer Lebensquell erschlossen, und nachdem er in den Himmel geblickt hatte, war ihm die Welt mit ihrer Herrlichkeit entfallen. Er hatte eingesehen, dass hienieden alles mit bitterer Galle vermischt und kein Mensch und kein Stand vollkommen ist⁶. Dies erst befähigte ihn wirklich, die Ansprüche seines Ichs zu überwinden und ein selbstloser Diener Gottes und der Gemeinschaft zu werden.

¹ Brief Manuels vom 4. Februar 1525 in WUSTMANN, 148 f.

² Brief Manuels vom 29. Mai 1525 in WUSTMANN, 151.

³ *Traum*, Vers 610 f. ⁴ *Traum*, Vers 596–783.

⁵ *Traum*, Vers 202 ff., 228 f. und 237 f. ⁶ *Traum*, Vers 840 ff.

3. Die Zeit von 1522 bis 1525

Manuel verzichtete auf den Reislauf. Seine Lust an Kampf und Streit aber blieb. Sie forderte ein neues Betätigungsgebiet. Der *Glaubenskampf* bot ihm den gewünschten Ersatz. Er legte das Schwert, das er in Italien gegen Kaiser und Papst geführt hatte, nieder und griff zur Feder, um sie mit den Waffen des Geistes zu bekämpfen. Es galt, die weltliche und geistliche Herrschaft des Papstes zu brechen und die Kirche von Grund auf zu erneuern.

Der Papst gab sich als Statthalter Christi aus. Wenn er dies wäre, so meinte Manuel, würde er den Willen Gottes tun, sein Wort verkündigen, die Heiden bekehren und alle, die von ihm geschieden sind, zu ihm zurückführen. Er wäre ein Diener der ganzen Christenheit. Er würde des Herrn Schafe weiden und Leib und Leben für sie einsetzen. Er würde Armut und Schmach auf sich nehmen und in der Verfolgung seine Hoffnung auf Gott allein setzen. Er würde meist bei den Armen wohnen, wäre friedfertig und würde niemandem Schaden zufügen¹.

Nun ist er aber, nach Manuels Auffassung, in allem das gerade Gegenteil. Er hat sich selber zu Gott gemacht und ist voll Hochmut und Stolz. Er hat das Evangelium unterdrückt und durch Menschenlehre ersetzt. Er hat den Gläubigen eingeredet, er habe Gewalt, den Himmel zu öffnen und zu verschliessen. Wer sich ihm widersetzt, kommt in den Bann und wird zum Gehorsam gezwungen. Er weiß genau, dass ihm das Evangelium dazu keine Berechtigung gibt; aber diese Lüge hat es ihm erlaubt, seine geistliche Herrschaft aufzurichten und die Laien zu knechten. Er hat das Märchen vom Fegefeuer erfunden, mit dem er den Gläubigen Schrecken einjagt, damit sie seinen Ablass kaufen. Er bedarf des Geldes, um in Wollust leben und Kriege führen zu können. An Krieg und Blutvergessen hat er seine Lust, denn er will den Kirchenstaat erweitern und sich die ganze Welt untertan machen. Die Armen sieht er nicht an, und durch seine endlosen Kriege vergrössert er stets ihr Heer².

Es war Manuel klar, dass die Geistlichen für das Erneuerungswerk nicht zu gewinnen waren. Er wusste zwar, dass es auch unter ihnen Gegner des Papstes gab, sei es, weil sie Opfer seiner Kriegspolitik waren, oder weil

¹ *Priesterschaft*, Vers 1670 ff. ² Vgl. *Traum, Gegensatz und Priesterschaft*.

sie der Geist des Evangeliums ergriffen hatte¹. Aber er machte sich keine Illusionen. Er war überzeugt, dass die meisten Geistlichen – vom Kardinal bis hinunter zum Dorfpfarrer und Bettelmönch – am alten System festhielten, obwohl sie genau wussten, dass es auf Irrtum und Lüge aufgebaut war. Es sicherte ihre Herrschaft über die Laien, was ihnen erlaubte, diese schamlos auszubeuten und ein üppiges Leben zu führen. Sie glichen in ihrem Wesen ihrem Herrn. Auch in ihnen fand die Herde keine Hirten. Sie waren ebenso hoffärtig, herrisch, hartherzig und genussüchtig wie der Papst. Als seine Helfer predigten sie mit Eifer das kanonische Recht und die Lehren von Petri Schlüsselgewalt und vom Fegefeuer. Sie logen um die Wette. Sie setzten dem Evangelium verzweifelten Widerstand entgegen. Sie verfluchten die Buchdrucker, welche die Bibel allen zugänglich gemacht hatten, und wollten verhindern, dass zu viele Laien sie lasen, weil sie nur zu genau wussten, dass sonst der Betrug, auf dem ihre Herrschaft aufgebaut war, offenbar würde und diese zusammenbrechen müsste².

An einen allmählichen Ab- und Umbau der alten Kirche durch ihre Behörden war nicht zu denken. Die Laien hingegen waren für die Erneuerungsbewegung leicht zu gewinnen. Es genügte, sie mit dem Evangelium bekannt zu machen. In dessen Licht mussten sie sich als die Irregeföhrten, die Betrogenen und die Ausgebeuteten erkennen. Dies würde unweigerlich den allgemeinen Aufstand auslösen. Wenn der Prozess einmal im Gang war, konnte ihn nichts mehr aufhalten³.

Manuel rechnete vorerst nicht mit dem Eingreifen der weltlichen Obrigkeit, die als Ordnungsmacht die Bewegung abfangen und die notwendigen Reformen durchführen würde. Er sah einem gewaltsamen Umsturz von unten her entgegen. Da die Geistlichen hartnäckig an ihren Privilegien festhielten, musste ihre Herrschaft mit Gewalt gebrochen werden. Die alte Kirche lief dabei Gefahr, völlig zertrümmert zu werden. Das Papsttum ging in Manuels Augen unaufhaltsam einem totalen Zusammenbruch entgegen.

Was nachher kommen sollte, darüber scheint er sich vorerst wenig Gedanken gemacht zu haben. Die neue Glaubenslehre zeichnet sich in

¹ *Traum*, Vers 174 ff. und 246 ff.; *Priesterschaft*, Vers 1026 ff. und 1834 ff.

² *Traum*, Vers 45–125 und *Priesterschaft*, Vers 111–610.

³ ibid., besonders *Traum*, Vers 40–77.

seinen Kampfschriften in recht unbestimmten Umrissen ab, und wie er sich die künftige Gestalt der Kirche vorstellt, verrät er uns nicht. Es galt zunächst, das Alte zu vernichten.

Die Umwälzung hatte einen *sozialen Aspekt*. Die Reformation zertrümmerte einen der drei Stände und hob das kanonische Recht auf. Sie brach also mit der mittelalterlichen Auffassung, wonach die überlieferte Gesellschaftsordnung und die Rechte der Stände von Gott gestiftet und deshalb unantastbar waren. Die Dinge gerieten deshalb auch im sozialen Bereich in Fluss. Vor allem stellte sich die Frage, was mit dem Kirchengut geschehen sollte, und hier ergaben sich grosse Verschiebungen in den Rechts- und Besitzverhältnissen. Wie Manuel sich diesen Strukturwandel vorstellte, ist nicht ganz klar. Die Klöster betrachtete er als unnütz. Wenn sie nämlich eine notwendige Funktion zu erfüllen hätten, würde Gott sie gestiftet haben. Sie mussten deshalb aufgehoben werden. Manuel erwartete von den Bauern, dass sie den Klöstern ihre ordentlichen Abgaben und Zinsen weiterhin entrichteten. Wenn freilich der Schaffner mehr verlangte, durften sie das Geforderte verweigern. Soviel geht aus seinem Werk hervor. Was aber mit dem Gut der Klöster nach ihrer Aufhebung geschehen sollte, vernehmen wir nicht. Es war ihm wohl klar, dass die Pfrund des Gemeindepfarrers erhalten bleiben musste. Er trieb deshalb ein gefährliches Spiel, wenn er den Ammann von Maraschwil in den «Totenfressern» sagen lässt, Christus habe die der weltlichen Obrigkeit zukommenden Abgaben immer entrichtet; aber man könne in der Schrift nirgends finden, dass er den Pfaffen etwas gegeben habe. Auch wenn Manuel dabei – wie aus dem Zusammenhang erhellt – nur an den Ablass dachte, konnte diese Äusserung falsch ausgelegt werden. Die Bauern hatten recht, wenn sie sich weigerten, Messen und Jahrzeiten zu stiften, Ablass zu kaufen und die Bettelmönche zu unterhalten. Sie taten ein gottgefälligeres Werk, wenn sie das Geld dem armen Nachbarn gaben. Auch Vergabungen, zu denen die Geistlichen die Sterbenden überreden wollten, mit der Begründung, sie könnten damit ihre Seele retten, waren sinnlos; die Reue genügte, um der Gnade Gottes teilhaftig zu werden¹.

Die alte Kirche war für Manuel ein ausgebautes System zur Ausbeutung der Menschen durch einen Stand und damit die wichtigste Quelle

¹ *Priesterschaft*, Vers 346 ff., 355 ff., 365 ff., 412 ff., 434 ff., 679 ff. und 1334 ff.

der grossen sozialen Ungerechtigkeiten. In den Fastnachtsspielen bekennen die Geistlichen es selbst oder müssen es sich von den Bauern vorwerfen lassen. Sie fordern Opfer und Abgaben, welche den Armen zukommen, so dass diese ohne Hilfe bleiben. Man gibt denen, die Land und Leute besitzen, Geld und enthält es den Blinden, den Lahmen und den Krüppeln vor. Man baut Klöster und steckt junge, starke Leute hinein, während man die Armen wie Hunde laufen lässt¹. Damit nicht genug. Die Geistlichen saugen die Laien aus. Der Papst bekennt, dass ihm «rent, gült und bargelt us der armen blütenden schweiss» zufalle. Er geht zu den Schafen, nur um sie zu fressen. Der Bischof melkt sie, bis sie nicht mehr stehen können. Die Bauern klagen, die Pfaffen hätten sie geschunden, und wenn man auf ihre Listen und Ränke hereinfiel, würden sie einem die Haut über die Ohren ziehen². Es geht nicht an, dies einfach mit dem Begriff «Demagogie» abzutun. Die Empörung und das Pathos der Anklage wirken durchaus echt, und man spürt eine von evangelischem Geist getragene innere Anteilnahme am Los der notleidenden Menschen. Ihren stärksten Ausdruck findet sie in der Rede des armen, kranken Bläsi Sampstag. Dieser beklagt bitter seine Not. Besonders das Elend seiner hungernden Kinder setzt ihm zu. Er beschuldigt die Geistlichen, Geld und Gut zusammenzuraffen, so dass für die Armen nichts mehr übrig bleibe. Dann bittet er Jesus Christus, er möge ihm Kraft verleihen, seine Armut zu ertragen, und tröstet sich bei dem Gedanken, dass dieses Leben nur kurz sei und er mit den andern Armen bei Lazarus wohnen werde, während die Reichen in der Hölle sitzen müssten. Damit röhrt Manuel an eine tiefe Sehnsucht der Bedrückten und weckt Geister, welche die Umsturzbewegung über die engen Grenzen der kirchlichen Reform hinausführen werden. Es ist bezeichnend, dass dies der einzige Ort ist, wo Manuel auch Angehörige weltlicher Stände der sozialen Ausbeuterei bezichtigt. Bläsi spricht von grossen Fürsten und edlen und reichen Burgern³.

Die *weltlichen Rechte* tastete Manuel in seinen Kampfschriften nicht an. Damit gehorchte er nicht bloss dem Gebot taktischer Klugheit. Die Zurückhaltung entsprach einer grundsätzlichen Haltung. Er war über-

¹ *Priesterschaft*, Vers 525 ff., 633 ff., 651 ff. und 753 ff.

² *Gegensatz*, Vers 156 f.; *Priesterschaft*, Vers 80 ff., 136, 141 f., 1316 ff. und 1698 ff.

³ *Priesterschaft*, Vers 633 ff.

zeugt, dass Gott die Obrigkeit eingesetzt und den weltlichen Bereich ihrer ausschliesslichen Verfügungsgewalt unterworfen habe¹. Dieser war also dem revolutionären Zugriff grundsätzlich entzogen.

Die Reformatoren schickten sich an, das Papsttum zu vernichten. Dabei geriet auch das soziale Gefüge ins Wanken. Kirche und Gesellschaft schieden als Ordnungsmächte aus. Der Staat musste diese ihre Funktion übernehmen und als starker Damm gegen die steigende Flut der Anarchie dienen. Die Obrigkeit bedurfte deshalb einer entschiedenen Festigung ihrer Autorität. Die Erweiterung der Macht und des Kompetenzbereiches der Obrigkeit, wie sie Manuel forderte, entsprach also einer historischen Notwendigkeit.

Manuel kämpfte gegen den Urheber aller Zwietracht und aller Kriege in der Christenheit. Er war deshalb der Auffassung, sein reformatorisches Wirken diene dem Frieden. Allein, sein Verhalten war alles andere als friedfertig. Er stellte sich weiterhin «*letz und fiendselig*», wie er später selber gestand².

Masslos war seine Empörung über die abgründige Gemeinheit der Priester, und mit brutalster Offenheit verkündete er seine Absicht, den Gegner völlig zu vernichten. Hasserfüllt rief er aus:

«O wäre der see noch so tief
Und lägind sie darin am grund,
Das wäre ein glückselige stund!»³.

Er griff nicht so sehr die alte Lehre an. Auf dieser Ebene wäre eine loyale und sachliche Auseinandersetzung möglich gewesen. Er stellte die Geistlichen moralisch bloss. Er prangerte ihre Hoffart, ihre Prunksucht und ihre Freude am Krieg an. Er riss ihnen die Maske der Scheinheiligkeit vom Gesicht und deckte ihre geheimen Laster, ihre unersättliche Habgier, ihre Hartherzigkeit und ihren Machttrieb auf. Er enthüllte ihre Betrügereien, auf die sie ihre Herrschaft gebaut hatten. Er hetzte die Laien gegen sie auf, indem er ihnen vor Augen führte, wie schamlos sie ihre Frömmigkeit ausbeuteten. Er appellierte an das soziale Ressentiment. Den materiell

¹ *Priesterschaft*, Vers 1320 ff. und 1931 ff.; *Barbali*, Vers 1024 ff.

² Vgl. unten Seite 243, 247 und 258 f. ³ *Gegensatz*, Vers 122 ff.

Gedrückten zeigte er, wie Priester und Mönche auf ihre Kosten ein Faulenzerleben führten. Er klagte an; er verleumdete und beschimpfte den Gegner; er warf ihm die unflätigsten Grobheiten ins Gesicht; er überschüttete ihn mit Hohn und Spott. Solche Mittel pflegen zu wirken. Sie peitschen aber die Leidenschaften auf und schaffen Hass und Zwietracht.

Andererseits war Manuel sichtlich bemüht, den Kampf auf das kirchliche Gebiet zu beschränken. Soziale Probleme berührte er nur, wenn die Habgier der Geistlichen sie geschaffen hatten. Er verurteilte die Politik des Papstes und kritisierte die Unternehmungen des Kaisers nur insofern, als er mit ihnen den Papst unterstützte und den Widerstand des Abendlandes gegen die Türken beeinträchtigte. Man sucht in Manuels gesamtem Werk vergeblich Äusserungen über die eidgenössische Politik. Es fehlt jede Anspielung auf dieses Thema. Nicht einmal der Name der Eidgenossenschaft oder eines ihrer Glieder taucht auf. Manuel verfasste ein Spottgedicht über die Disputation in Baden. Er prangerte darin die Diskussionsmethoden und die Verlogenheit Ecks und Fabers an. Den politischen Hintergrund aber berührte er nicht. Er erwähnte nicht einmal die Anwesenheit der eidgenössischen Gesandten. Manuel vermied also jede Äusserung über weltliche Angelegenheiten, um die in diesem Bereich vorhandenen Konflikte nicht zu verschärfen. Er wollte nicht Öl ins Feuer giessen. Auch durfte die revolutionäre Bewegung nicht auf das weltliche Gebiet übergreifen. Dieses verstand, wie erwähnt, der alleinigen Verfügungsgewalt der von Gott eingesetzten Obrigkeit. Er glaubte offenbar, die Bewegung lasse sich auf diese Weise eindämmen. Dies sollte sich in den Bauernunruhen von 1525 als Irrtum erweisen.

Der Stadt war Manuel offenbar sicher. Es galt vor allem, das Landvolk zu gewinnen. Er erhob deshalb den *Bauern* zum Helden seiner Fastnachts-Spiele. Die Bauern vertreten darin durchwegs den evangelischen Standpunkt. Die erneuernde Bewegung geht von ihnen aus. Die Geistlichen beklagen sich über ihre Anmassung, sich auf die Bibel zu berufen, um sich den Ansprüchen der Kirche zu entziehen. Die bibelkundigen Handwerker in Zürich und Bern erwähnt Manuel nicht.

Manuel glaubte, dass die Dorfbewohner – der Bauer, der Handwerker, der Fischer und der Hirte – für das Evangelium besonders offen sein

würden. Die einfachen und genügsamen Menschen, welche bei harter Arbeit ein karges Dasein fristeten, waren ja dem Herzen des Erlösers von jeher nahe gestanden; ihnen hatte er sich gleich gemacht, ihnen war die frohe Botschaft seiner Geburt zuerst verkündet worden. Die Schlichtheit und Demut ihres Herzens befähigte sie, die Schrift sinngemäss auszulegen und den Willen Gottes klar zu erkennen¹.

Die Ereignisse haben Manuels Annahme nicht bestätigt. Die evangelische Predigt löste auf dem Land nicht die erwartete Bewegung aus. Manuel hatte sich in den Bauern getäuscht. Er hatte nicht mit ihrer konservativen Haltung und ihrem auf erdennahe Dinge gerichteten Sinn gerechnet. Auch seine Fastnachtsspiele fanden auf dem Land nicht den gewünschten Widerhall. Es war ihm nicht gelungen, die Sympathie der Landbevölkerung zu gewinnen. Er hatte sich offenbar in den Mitteln vergriffen, und das Misstrauen der Bauern gegen den Fremdling und den ausgesprochenen Städter war zu stark².

Wir fragen nun, welche *Auffassung* der Landvogt von Erlach vom *Staat und von seinem Amt* hatte.

Es ist bereits erwähnt worden, dass er an die göttliche Einsetzung der Obrigkeit glaubte³. Diese Lehre hatte er der Bibel entnommen. Er stimmte darin mit den grossen Reformatoren überein. Schon das Mittelalter hatte das Gottesgnadentum gekannt. Die von Gott eingesetzte Obrigkeit war aber in ihrer Macht beschränkt geblieben. Sie hatte es nicht gewagt, die Rechte und Freiheiten der Stände und Korporationen anzutasten, da diese nach allgemeiner Auffassung von Gott stammten. Die Reformation brach mit dieser Vorstellung, indem sie das kanonische Recht aufhob, und gab damit den Weg für den Absolutismus frei. Dies war die entscheidende Neuerung, die sie auf politischem Gebiet brachte. Auch Manuel leitete aus dem Gottesgnadentum den Absolutheitsanspruch der Obrigkeit ab. Sie durfte in allen weltlichen Dingen von ihren Untertanen unbedingten Ge-

¹ *Gegensatz und Priesterschaft*, besonders Vers 271 f. und 1110–1387.

² UP I Nr. 45, 3^v f. und Nr. 104, Artikel 15; abgedruckt in BEERLI, 339; vgl. ferner ST Nr. 1205 (406) und 1562; FELLER II, 52 f., 120, 166 und 169; vgl. oben Seite 13.

³ *Priesterschaft*, Vers 1320 ff. und 1931 ff.

horsam fordern, solange ihre Anordnungen nicht dem Willen Gottes widersprachen¹.

Man spürt bei Manuel auch eine Straffung des Amtsverständnisses.

Auf dem Lande hatten sich die feudalen Strukturen erhalten. Die Vögte residierten auf Burgen und Schlössern wie die ehemaligen Herren. Die Bevölkerung neigte dazu, sie als deren Erben zu betrachten. Die Vögte konnten versucht sein, den Amtscharakter ihrer Stellung zu vergessen und sich als Herren zu fühlen². Manuel kannte die Gefahr. Im Totentanz zeichnen sich die städtischen Magistraten durch ihre republikanischen Tugenden aus. Nur der Vogt bildet eine Ausnahme. Er gleicht in seiner Haltung den Fürsten und den Geistlichen. Er ist also das Opfer seiner Stellung geworden³.

Manuel hat gegen die Tendenz des Volkes, ihn den ehemaligen Herren gleichzusetzen, ankämpfen müssen. Einer Delegation aus Landeron, die ihn zu einem eigenmächtigen Schritt bewegen wollte, musste er immer und immer wieder entgegenhalten, er sei ein Diener der Obrigkeit und nicht ein Herr; er werde tun, was ihm seine gnädigen Herren befehlen würden⁴. Bemerkenswert daran ist nicht so sehr seine Weigerung, eigenmächtig zu handeln, als die prinzipielle Begründung und der Nachdruck, womit er sie vertrat. Die Begründung spiegelt seine Auffassung von seinem Amt wider. In einer Umgebung, die sie nicht teilte, hob er sie hervor.

Auch als er zum Venner aufgestiegen war, betrachtete er sich lediglich als Organ der Obrigkeit, der er sich straff untergeordnet wusste. Dies geht aus einem Brief vom 24. Juni 1529 aus Kappel hervor. Manuel wartete auf Weisungen aus Bern und hatte in seinen Briefen an die Hauptleute wiederholt seiner wachsenden Ungeduld Ausdruck gegeben. Die Hauptleute fürchteten, er könnte heimreiten, bevor der Friede geschlossen sei. Sie bat ihn deshalb dringend, bis zum Austrag des Handels auf seinem Posten zu verharren. Manuel war betroffen. Er gab scharf zurück. Er erteilte seinen Vorgesetzten eine Lektion, wie sie ihre obrigkeitliche

¹ *Barbali*, Vers 1024 ff.; was den bedingten Gehorsam betrifft, vgl. die Diskussion ibid., Vers 868 ff. und 966 ff., besonders 1004.

² BEERLI, 212 ff. ³ *Totentanz*, Strophe 60 f.

⁴ Brief Manuels vom 21. August 1525 in WUSTMANN, 152 f.

Funktion aufzufassen hätten. Es gebühre ihnen nicht zu bitten, schrieb er ihnen, sondern sie hätten zu befehlen. Manuels Rüge richtete sich an keinen Geringern als an Schultheiss Sebastian von Diesbach, der oberster Heerführer war¹.

Manuel war gekränkt. Die Hauptleute zweifelten an seinem Diensteifer. Hatte er ihnen Grund dazu gegeben? Hatte er nicht vielmehr immer wieder bewiesen, dass er im Dienste seiner Vaterstadt keine Mühe und keine Opfer scheute? «Zündem», so schrieb er, «sind wir sunst gütwillig und billich, einer statt Bern nach allem vermögen zü dienen, so wit sich lib, leben und güt erstreckt»².

Die Schärfe der Reaktion lässt erkennen, wie lebendig bei Manuel das republikanische Bewusstsein war. Er war willens, seiner Vaterstadt mit dem Einsatz aller Kräfte zu dienen. Er gab dabei aber autokratischen Tendenzen keinen Raum. Er war dem Prinzip der kollegialen Führung verpflichtet. Über ihm und seinen Ratskollegen stand der Wille der Obrigkeit, d.h. der Mehrheit im Grossen Rat.

Die solchermassen erhöhte und mit Machtfülle ausgestattete Obrigkeit durfte sich aber nicht als Herrin über Land und Leute betrachten und darüber verfügen wie über ihr Eigentum. Sie hatte den Nutzen und die Ehre der Stadt zu fördern. Die Oberen durften auch nicht vergessen, dass sie Knechte Gottes waren, Hirten, die seine Schafe weiden sollten³. Das Bild vom Hirten und der Herde ist sehr aufschlussreich. Es zeigt, wie sehr sich in Manuels Augen die christliche Gemeinde und der republikanische Stadtstaat in Wesen und Aufbau glichen und wie eng sie zusammengehörten. Es handelt sich dabei keineswegs um eine abgegriffene Redeweise. LOCHER hat nachgewiesen, dass Luther das Bild vom Hirten nie und Zwingli nur sehr selten auf die weltliche Obrigkeit angewendet hat⁴. Als Knechte Gottes waren die Oberen beispielsweise auf das göttliche Liebesgebot verpflichtet. Es war ihre vornehmste Aufgabe, die Hungenden zu speisen und die Nackten zu kleiden. Sie mussten dereinst vor dem höchsten Richter darüber Rechenschaft ablegen⁵.

¹ Brief Manuels vom 24. Juni 1529 in BAECHTOLD, Seite XLVII ff.; was die Umstände betrifft, vgl. unten Seite 269 f.

² ibid. ³ *Priesterschaft*, Vers 1931 ff.

⁴ LOCHER, Die evangelische Stellung der Reformatoren im öffentlichen Leben, 21.

⁵ Brief Manuels vom 4. Februar 1525 in WUSTMANN, 148 f.

Vor 1522 hatte Manuels Verhalten seinem republikanischen Ideal widersprochen. Jetzt stimmte seine Handlungsweise mit seiner Auffassung überein. Sein erstes Auftreten als Reformator im Jahre 1523 war ein Akt des Gehorsams und des Dienstes, der ihn hätte das Leben kosten können; in diesem Zeitpunkt riskierte man in Bern noch den Tod auf dem Scheiterhaufen, wenn man sich vermass, die Bibel auszulegen und den Papst anzugreifen¹. In den Briefen aus Erlach begegnet man einem pflichtbewussten und gewissenhaften Beamten, der ängstlich bemüht war, Güter und Rechte der Obrigkeit zu wahren und den Landfrieden zu erhalten².

Welche *Sozialpolitik* mag der Landvogt und Grossrat vertreten haben?

Die Reformation entzog der alten Ständeordnung ihre naturrechtliche Grundlage. Der Weg zur Umgestaltung der Gesellschaft war damit frei. Nichts erlaubt uns aber anzunehmen, Manuel habe an einen Ausgleich der Stände gedacht. Er hielt wahrscheinlich an der überlieferten Ordnung fest. Sie bildet wenigstens den äussern Rahmen, in welchem die Personen seiner Dramen eingefügt sind. Allein gerade hier zeichnet sich eine bemerkenswerte Entwicklung ab. Der Schauplatz der ersten Werke ist die Welt. Die Vertreter aller Stände treten auf. Im «Ablasskrämer», in «Barbali» und in der «Badenfahrt» spielt die Handlung auf dem Dorf. Es treten nur noch einfache Leute auf. Einzig Richardus Hinderlist und der Dorfpfarrer Stülgang gehören den oberen Ständen an. Die Personen sind nicht mehr als Standesvertreter gekennzeichnet. Sie tragen alle ihre individuellen Namen. Wechselte Manuel einfach die Taktik? Wollte er den Bauern näher kommen? Zeigt sich hier nicht vielmehr ein Wandel in Manuels Bild von der menschlichen Gemeinschaft? Sollte etwa auch hier die Vorstellung von der christlichen Gemeinde das Bild von der ständisch gestuften Gesellschaft überlagert und langsam verdrängt haben? Manuel hasste den Hochmut und die Prunksucht der Reichen und Mächtigen. Es empörte ihn, dass sie oft den Armen das Geld abnahmen, statt ihnen zu helfen³. Das heisst aber nicht, dass er ein Feind der reichen und vornehmen Geschlechter Berns gewesen wäre. Er achtete alle, die der Stadt in öffentlicher Funktion selbstlos dienten. In dem Masse freilich, wie der Wider-

¹ FELLER II, 118. ² Vgl. WUSTMANN. ³ *Priesterschaft*, Vers 643 ff.

stand des Adels gegen den neuen Glauben wuchs, mag sich sein Bestreben, dessen Einfluss zu schmälern, verstärkt haben. Seine Sympathie galt dem einfachen Mann, der sich mit seiner Hände Arbeit ernährte und mit seinen Erzeugnissen und Dienstleistungen der Gemeinschaft unentbehrlich war. Er verpönte den Müssiggang und betonte die Würde und den Wert der Arbeit. Die Mönche verachtete er als Faulenzer, die auf Kosten der Gesellschaft lebten. Sie sollten das Kloster verlassen und ein Handwerk erlernen¹. Auch die Arbeitsscheuen, die sich mit Betteln durchs Leben schlügen, waren Schmarotzer. Sie sollten zur Arbeit gezwungen werden². Die Almosen gehörten den Arbeitsunfähigen, den Invaliden, den Greisen, den Witwen und Waisen³. Der Mensch des Mittelalters war eher geneigt gewesen, allen Bittenden barmherzige Spenden zu gewähren, weil er ein gottgefälliges Werk tun und seine Seele retten wollte. Manuel und seine Generation verweigerten sie dem Arbeitsfähigen, damit dem Bedürftigen um so besser geholfen werden konnte. Der Helferwille sollte sinnvoller eingesetzt und die obrigkeitliche Armenfürsorge zweckmässiger und wirksamer gestaltet werden. Manuels soziales Programm war eine Mischung radikaler christlicher Forderungen und eines modernen, auf das Zweckmässige gerichteten Denkens⁴. Die Kranken, die Greise, die Witwen und Waisen allein hatten Anspruch auf Unterstützung. Ihnen galt denn auch Manuels ganze Sorge.

Ein Einsiedler, der mit seinem Weibe bei Siebeneichen hauste, bezog vom Vogt von Erlach jährlich vier Mütt Korn. Manuel fand diese Ausgabe nicht «eins spruwers werrt». Er gab ihm vom alten Korn, das in schlechtem Zustand war. Der Einsiedler wurde «unlydig» und beschwerte sich beim Rat. Dieser gab Manuel recht. Er solle zwar den Einsiedler in Ruhe lassen, ihm aber kein Korn mehr geben. Andererseits bat Manuel seine Herren dringlich, für drei in schwere Not geratene Waisen in Erlach zu sorgen⁵.

¹ *Priesterschaft*, Vers 365 ff., 452–490, 570 ff. und 650 ff.

² *Priesterschaft*, Vers 611 ff.

³ *Priesterschaft*, Vers 633 ff. und 753 ff.; *Ablasskrämer*, Vers 113 ff. und 549 ff.

⁴ BEERLI, 200 und 297 f.; FELLER II, 321 ff.; ZINSLI, Totentanz, 36.

⁵ Briefe Manuels vom 4. Februar und vom 17. Dezember 1525 in WUSTMANN, 148 f. und 153 f.; RM 209, 52.

Wir betrachten nun Manuels Einstellung zu den *grossen europäischen Problemen*.

Manuel hatte dem Reislauf entsagt. Er zeigte aber weiterhin viel Verständnis für die jungen Leute, die den fremden Werbern nicht widerstehen konnten¹. Er wurde kein Gegner von Sold und Pensionen, wie man das von einem Anhänger Zwinglis erwarten könnte, und trat für die Erhaltung des *französischen Bündnisses* ein².

Zwingli hatte triftige Gründe, das Unwesen zu bekämpfen. Es war ein Krebsübel seiner Zeit und mit dem Evangelium tatsächlich kaum vereinbar. Die Haltung Manuels mag deshalb einigermassen erstaunen. Wenn man nach ihren Gründen fragt, drängt sich zunächst die Annahme auf, Manuel sei in diesem Punkt seiner Überzeugung untreu geworden, weil er selber auf das französische Geld nicht habe verzichten wollen. Es ist durchaus möglich, dass er zu den Empfängern von Pensionen gehörte. Allein, er hätte sie nie angenommen, wenn ihn der Ambassador damit zu einer Politik hätte verpflichten wollen, die er vor seinem Gewissen nicht hätte verantworten können. Dafür zeugen seine Dichtung, der man wohl kaum die innere Echtheit absprechen kann, und sein Verhalten als Landvogt in Erlach. Die Pensionen hielten ihn jedenfalls nicht davon ab, Ziele zu verfolgen, die den Absichten der französischen Diplomatie zuwiderliefen. Sein reformatorisches Wirken hat dem Ambassador bestimmt sehr schlecht gepasst.

Manuel muss also sachliche Gründe für seine Haltung gehabt haben, die für ihn schwerer wogen als Zwinglis Argumente gegen Reislauf und Pensionen. Wenn man die damalige Situation in Europa betrachtet, fällt es nicht schwer, solche Gründe zu finden. Habsburg war seit der Kaiserwahl von 1519 zur alles überragenden Vormacht im Abendland aufgestiegen. Karl V. baute systematisch ein Universalreich auf. Die selbständigen Fürsten und Kommunen bangten um ihre Existenz. Besonders die Eidgenossenschaft sah sich bedroht; denn der alte Erbfeind Habsburg hatte auf seine Restitutionsansprüche noch nicht verzichtet und wartete auf die Gelegenheit, die verlorenen Gebiete wieder zurückzugewinnen. Nach dem Sieg von Bicocca gliederte Karl V. das Herzogtum Mailand in sein Reich ein, so dass die Eidgenossenschaft fast vollständig von seinen Ge-

¹ Vgl. oben Seite 80. ² ANSHELM V, 321.

bieten umschlossen war. Habsburg bedrohte die eidgenössischen Orte aufs schwerste, und die politische Vernunft gebot ihnen, bei Frankreich Rückhalt zu suchen. Diese politische Überlegung überwog bei Manuel die moralischen und religiösen Bedenken gegen Sold und Pensionen.

Die Quellen verraten nicht, was Manuel an Frankreich faszinierte und welche Vorzüge in seinen Augen Franz I. hatte. Es wird aber deutlich, was er vom Kaiser und von den Fürsten hielt. Von hier aus wird klar, worum es seiner Meinung nach im Kampf zwischen den Eidgenossen und Habsburg ging.

Was hielt er vom Kaisertum im allgemeinen? Der Kaiser im Basler Totentanz darf sich noch rühmen, das Reich vergrössert und für die Gerechtigkeit gekämpft zu haben. Manuel sieht in ihm nicht mehr den Mehrer des Reiches und den Hüter der Gerechtigkeit. Bei ihm bekennt der Herr der Welt nur seine Ohnmacht vor dem Tode und klagt, dass seine Diener, Ritter und Söldner ihn nun verlassen¹. Zwei Züge kennzeichnen das Bild, das sich Manuel vom Kaiser macht: die Prachtentfaltung seiner öffentlichen Auftritte und seine Abhängigkeit vom Papst. Hoch zu Pferd oder in einer Sänfte getragen zieht er auf, gefolgt von einer bunten Schar von Höflingen und Kriegern. Hochmut spricht aus seiner Haltung². Wenn sich der Kaiser krönen liess, musste er vor dem Papst niederknien und ihm die Füsse küssen. Manuel behauptet nun, im Spiel «Vom Papst und seiner Priesterschaft» und in «Barbali», der Papst setze dem Knienden die Krone mit seinen Füßen auf das Haupt³. Diese Darstellung des Krönungsaktes ist eine böswillige Verdrehung der Tatsachen. Die Abhängigkeit des Kaisertums vom Stuhle Petri war Manuel eben ein besonderer Dorn im Auge. Maximilian, so schreibt er, habe der Papst erlaubt, sich in Deutschland krönen zu lassen; der Kaiser habe ihm aber viel Geld darum geben und ihm in einem Brief versichern müssen, dass damit kein Präjudiz geschaffen werde und das Vorrecht der Kirche erhalten bleibe⁴. Auch dies stimmt mit den historischen Tatsachen nicht überein. Maximilian ist nie zum Kaiser gekrönt worden⁵.

¹ BEERLI, 124.

² Vgl. *Gegensatz*, Vers 64 mit der vorangehenden szenischen Bemerkung; vgl. *Priesterschaft*, Vers 1638 mit der szenischen Bemerkung in BAECHTOLD, 86.

³ *Priesterschaft*, Vers 1540 ff.; *Barbali*, Vers 1063 f. ⁴ *Priesterschaft*, Vers 1545 ff.

⁵ Freundliche Auskunft von Prof. Dr. J. Deér, Bern.

Karl V. im besonderen wirft Manuel wiederholt vor, er führe Krieg gegen den französischen König, um ihm Land abzunehmen und seine Macht zu vergrössern, während die Türken im Osten vordrängten. Ihn und den Papst traf seiner Meinung nach die Hauptschuld am Unglück der Christen auf Rhodos und in Ungarn¹.

Manuels Meinung über die Fürsten hatte sich seit den Tagen des Totentanzes nicht verändert. Der Begriff kommt in den ersten Fastnachtsspielen mehrmals vor. Aus dem Zusammenhang lässt sich sein Inhalt bestimmen. Die Fürsten besitzen, was ihr Herz begeht und leben in Glück und Freuden². Sie haben ihre Lust an Geschützen und am Kriegsvolk³. Sie sind nur Hirten, wenn es gilt, die Schafe zu scheren. Sie lassen sich von den Schafen weiden, und diese müssen ihrem Mutwillen und ihrer Leibeslust dienen⁴. Sie nehmen den Armen das Geld ab, statt ihre Not zu lindern, und haben doch nie genug⁵. Eine solche Herrschaft nennt Manuel «Tyrannei», und diese Grundhaltung pflegt er mit dem Wort «Hoffart» zu bezeichnen⁶. Hoffart aber ist das grösste Übel. Manuel lässt Petrus bekennen: «Dann hoffart ist das allerböst, ...»⁷.

Im «Traum» erscheint der Papst noch als einziger Urheber der europäischen Kriege. Er hat – freilich auf Anstiften des Teufels – den französischen König und den Kaiser gegeneinander aufgehetzt. Im Spiel «Vom Papst und seiner Priesterschaft» gewinnt man eher den Eindruck, Manuel betrachte den Kaiser als den Hauptschuldigen am Krieg⁸.

Manuel sah die Dinge also sehr einseitig. Er argumentierte, wie dies damals in Söldnerkreisen üblich war⁹. Er hatte eben noch keinen Einblick in die vielschichtigen Probleme und die komplizierten Vorgänge der hohen Politik. Von einem Grossrat konnte man dies damals billigerweise auch nicht erwarten. Oder muss man annehmen, dass es sich um Propaganda handelt?

¹ *Priesterschaft*, Vers 966 ff., 1005 ff. und 1040 ff.

² *Gegensatz*, Vers 199; *Priesterschaft*, Vers 643 ff. ³ *Priesterschaft*, Vers 1794 ff.

⁴ *Priesterschaft*, Vers 133 ff. ⁵ *Priesterschaft*, Vers 643 ff.

⁶ *Traum*, Vers 286, 397, 661 und 752; *Gegensatz*, Vers 9, 44 und 97; *Priesterschaft*, Vers 1651.

⁷ *Priesterschaft*, Vers 1651 ff.

⁸ *Traum*, besonders Vers 691 ff.; *Priesterschaft*, Vers 951 ff., 966 ff., 1005 ff. und 1040 ff.

⁹ BEERLI, 93 f. und 153 ff.

1521 wurde *Suleiman der Prächtige* türkischer Sultan. Er eröffnete sofort die Offensive gegen das christliche Abendland. Noch im selben Jahr eroberte er Belgrad und fiel in die ungarische Tiefebene ein. 1522 bemächtigte er sich der Insel Rhodos.

Die Ereignisse erfüllten Manuel mit Besorgnis. Diese kommt im Spiel «Vom Papst und seiner Priesterschaft» in der berühmten Rhodierszene zum Ausdruck, die VETTER als das eigentliche Kernstück des ganzen Dramas bezeichnet¹.

Ein Ordensritter aus Rhodos sprengt heran und bittet um Audienz beim Papst. Er wird vorgelassen und teilt nun Seiner Heiligkeit mit, dass Rhodos von zweihunderttausend Türken belagert sei, welche die Stadt ununterbrochen bombardierten und täglich zu erstürmen suchten. Hunger herrsche in der Stadt, und der Tod halte reiche Ernte. Die Verteidiger steckten bis zu den Knöcheln im Blut, und die Luft sei erfüllt vom Geschrei der Frauen und der Kinder. Der Ritter bittet sodann den Papst, den bedrängten Verteidigern der Christenheit beizustehen. Er habe schliesslich für einen Zug gegen die Türken eine Steuer erhoben, die ihm viel Geld eingebracht habe. Der Papst schlägt aber die Bitte ab. Er hat jetzt keine Zeit, Rhodos zu entsetzen. Er muss Krieg gegen den französischen König führen, um den Kirchenstaat erweitern und seine Macht vergrössern zu können. Das Türkengeld hat er ausgegeben. Er hat damit zwei Städte gekauft. Er gibt zu, dass die Türken Ungarn nicht gewonnen hätten und Rhodos nicht belagern würden, wenn er und der Kaiser ihre Heere statt gegen Christen gegen die Türken geschickt hätten. Allein, dies gebe keinen Speck an die Rüben, und es werde wohl noch lange dauern, bis die Türken nach Rom kämen. Der Ritter beklagt nun bitter das traurige Los der von aller Welt verlassenen Stadt, die dem sichern Untergang geweiht sei, und beschliesst, trotz der Aussichtslosigkeit des Kampfes auf die Insel zurückzukehren und dort als Christ zu sterben. Dann wendet er sich an den Papst und spricht sein Wehe über ihn. Er erkennt in ihm den Antichrist, der die Welt aussaugt und das Geld vertut, um seinen Lastern zu frönen und Kriege zu führen, durch die ganz Rom im Blut versinken könnte. Und nun taucht plötzlich Schupi Massgan auf, ein Türke, der

¹ VETTER, Über die zwei angeblich 1522 aufgeföhrten Fastnachtsspiele Niklaus Manuels, 87 f.

im Hintergrund gestanden und die Szene beobachtet hat. Er macht sich lustig über die Christen, die ihrem Gott in Rom gehorchen, der sie so schmählich im Stiche lasse. Dann prophezeit er, wenn Rhodos gefallen sei, werde sich der Sultan Neapels, dann Roms bemächtigen, und in kurzer Zeit werde ihm der ganze Erdkreis gehören. Die Türken hätten nun drei Viertel der christlichen Länder eingenommen, der vierte werde ihnen auch bald zufallen¹.

STRICKER schreibt, die Türkengefahr sei von den Schweizern in ihren Dramen kaum je aufgegriffen worden, in Deutschland sei sie aber ständig als latente oder akute Bedrohung vorhanden gewesen und sei auch als solche empfunden worden². Wir dürfen daraus schliessen, dass Manuel diese Gefahr klarer erkannte als seine Landsleute. Er sah die abendländische Christenheit in tödlicher Gefahr. Er erwartete einen türkischen Angriff auf Italien. Angsterfüllt versuchte er, die Ahnungslosen aufzurütteln. Die grossen Kriege zwischen den Christen hatten die Erfolge der Ungläubigen ermöglicht. Der Papst und der Kaiser hatten sie entfesselt, und sie trugen die Verantwortung für die grossen Verluste der Christenheit. Sie hatten die frommen Fürsten abgehalten, gegen die Türken zu ziehen. Manuel fand nicht Worte genug, seiner Empörung über diese verbrecherische Politik Ausdruck zu verleihen. Er verurteilte die Kriege zwischen Christen grundsätzlich und appellierte leidenschaftlich an die Mächtigen, ihre Fehden beizulegen und ihre Kräfte zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind zu vereinen.

Wir fragen nun nach dem Bild, das sich Manuel von den Türken machte. Er erwähnt sie mehrmals in seinem Werk. Gelegentlich bezeichnet er sie als Heiden. Auch hier lässt sich aus dem Kontext der Begriffsinhalt genau bestimmen. Der prächtige Aufzug des Papstes, der in einer goldenen Sänfte dahergetragen und von einer bunten Schar von Reisigen und Höflingen begleitet wird, entlockt dem erstaunten Petrus im Spiel «Vom Papst und seiner Priesterschaft» die Frage, ob dieser Mann ein Türke oder gar ein Heide sei. Im Spiel «Von Papsts und Christi Gegensatz» vergleicht der Dichter selber in einer szenischen Bemerkung diesen Aufzug

¹ *Priesterschaft*, Vers 864 ff.

² STRICKER, Die Selbstdarstellung des Schweizers im Drama des 16. Jahrhunderts, 25.

des Papstes mit dem des türkischen Sultans¹. Hoffart, Prunksucht und kriegerisches Gebaren sind also Wesenszüge der Heiden. Dagegen zeichnet sich der Christ durch seine Demut, Schlichtheit, Einfalt und Friedfertigkeit aus. Der Heide ist ganz auf sich selbst gestellt und muss daher vorsorgen. Der Christ lebt ganz aus Gottes Gnade². Die Heiden reden fleischlich; sie bauen auf menschliche Weisheit und folgen eigenem Guttücken³. Mit dem Wort «Heiden» bezeichnet Manuel gelegentlich die antiken Philosophen und Dichter. Der Priester Stülgang in «Barbali» zitiert sie mehrmals als Gewährsleute. Barbali winkt aber entschieden ab. Sie hält nichts von ihrer Weisheit. Die wahren Christen schöpfen ihre Erkenntnis allein aus der Bibel und tun den Willen Gottes⁴.

Der Unterschied zwischen Christen und Heiden besteht also in der Grundhaltung. Hoffart und Selbstherrlichkeit kennzeichnen heidnisches Wesen. Von hier aus gelangt Manuel zur Auffassung, dass es unter den getauften Christen viele Heiden gebe. Vor allem gelte dies für den Papst und seine Priesterschaft⁵. Sie verführen die Laien zu einer heidnischen Einstellung, indem sie das Evangelium unterdrücken und durch Menschenlehre ersetzen. Doctor Lütpold Schüchnit meint, die päpstlichen Rechte mit einem Axthieb zu zerstören, hiesse recht eigentlich gegen die Türken streiten⁶. Mit dieser Auffassung steht Manuel nicht allein. STRICKER schreibt: «In der Reformationszeit verbanden sich der Papst und der Türke formelhaft zu einem dem wahren Glauben in gleicher Weise feindlichen Gegner, und es galt der eine wie der andere als 'der Antichrist'⁷ ».

Manuel beurteilte aber die Türken viel schonender als den Papst und seine Priesterschaft, und darin unterscheidet er sich von seinen Zeitgenossen. Er sah in ihnen nicht kulturzerstörende Barbaren. Er fand bei ihnen auch Weisheit⁸. Mit Erstaunen stellt man fest, dass er die Türken nie als «Hunde» bezeichnet und ihnen nicht die schlimmsten Greueltaten

¹ Vgl. *Gegensatz*, Vers 70 ff. mit der vorangehenden szenischen Bemerkung; ferner *Priesterschaft*, Vers 1466.

² *Barbali*, Vers 404 ff. ³ *Traum*, Vers 346 ff. *Barbali*, Vers 315 f. und 383 ff.

⁴ *Barbali*, Vers 383 ff., 452 ff., 955 ff. und 1604 f. ⁵ *Traum*, Vers 346 ff.

⁶ *Barbali*, Vers 1906 ff.

⁷ STRICKER, Die Selbstdarstellung des Schweizers im Drama des 16. Jahrhunderts, 26.

⁸ *Barbali*, Vers 383 f.

andichtetet, wie dies damals allgemein üblich war¹. STRICKER sagt, die Türken seien für die Schweizer der Inbegriff der Ruchlosigkeit und der Verworfenheit gewesen²; davon merkt man bei Manuel nichts. Er achtete den Gegner, er sah in ihm den Menschen und hob seine Vorzüge hervor.

4. Die Wende von 1525

Manuel hatte 1523 die Bauern zu Helden seiner beiden Fastnachtsspiele erhoben. Er hatte sie als vorbildliche Christen hingestellt und in ihnen die wichtigsten Träger der kirchlichen Revolution gesehen.

Er war in seinen Erwartungen enttäuscht worden. Die Landbevölkerung nahm das Wort Gottes nicht so begierig auf, wie er sich das vorgestellt hatte. In der Stadt machte es rasche Fortschritte. Auf dem Land stiess es auf zähen Widerstand. Manuel hatte nicht mit der konservativen Haltung der Bauern gerechnet.

Der Städter hatte überhaupt den Bauern falsch eingeschätzt. Er hatte das Land und seine Bewohner idealisiert. Als Vogt hatte er nun das Dorfleben besser kennengelernt. Aus der Nähe betrachtet erschienen die Verhältnisse weniger ideal. Manuel gewann ein wirklichkeitsgetreueres Bild vom Landmann. Seine Enttäuschung war gross. Sie fand ihren Niederschlag im «Ablasskrämer». Die Rüpel, die dort auftreten und handeln, haben nicht mehr viel Ähnlichkeit mit den frommen und biederem Bauern der Fastnachtsspiele von 1523. Es sind ungeschlachte Grobiane. Besonders die Weiber tun sich durch die Derbheit ihrer Sprache, durch ihre Rachsucht und ihren Hang zur Täglichkeit hervor. Die Leute kennen die Bibel nicht. Sie wissen vom Hörensagen, dass der Ablass nichts taugt. Sie kommen sich als Geprellte vor und sind masslos erbittert. Sie quälen den Ablasskrämer, um ihm Geständnisse zu erpressen, und weiden sich an seiner Not. Zuletzt nehmen sie ihm sein Geld ab und halten sich so schadlos. Sie wollen sich rächen und ihr Geld zurück haben. Um Kirche und Glaube kümmern sie sich nicht. Daran verschwenden sie keinen ein-

¹ Was das Türkensymbol in den Flugblättern betrifft, vgl. BEERLI, 201; in den Dramen, vgl. STRICKER, op. cit., 25 f.; in den öffentlichen Dokumenten, vgl. z. B. St.A. Freiburg, Instr. Buch I, 91^r; ST Nr. 2583; ROTH IV Nrn. 146 (Seite 136).

² STRICKER, op. cit., 25.

zigen Gedanken. Sie berufen sich nicht einmal auf einen sozialen Grund-
satz. Einzig der Bettler vertritt den evangelischen und sozialen Gedanken.
Er übernimmt die Rolle, die dem Bauern in den beiden Fastnachtsspielen
von 1523 zugeschrieben ist.

Die Voraussetzung, auf der Manuels revolutionäre Pläne beruhten,
hatte sich als falsch erwiesen. Er musste erfahren, dass der Widerstand
gegen den neuen Glauben nicht allein von den Geistlichen ausging. Es
bekannten sich unter ihnen auch viele zum Evangelium¹. Bei einem gros-
sen Teil der Laien hingegen stiess es auf Ablehnung. Die Selbstsucht war
nicht das einzige Hindernis für das Evangelium. Nur allzu oft versperrten
ihm geistige Trägheit, Dummheit und irdischer Sinn den Weg zum Her-
zen des einfachen Mannes. Auch erkannte Manuel – dies gestand er später
in seiner Zürcher Rede, worin er auf die Erfahrungen seiner Erlacher
Jahre anspielte –, dass weite Kreise des einfachen Volkes aus innerer
Überzeugung und echter Frömmigkeit am alten Glauben hingen².
Manuel sah sich deshalb gezwungen, sein revolutionäres Programm neu
zu überprüfen. Die Konfrontation der Laien mit dem Wort Gottes löste
nicht die spontane und allgemeine Erhebung aus, die er erwartet hatte.
Der Umsturz liess sich nicht so rasch bewerkstelligen. Es bedurfte einer
langen und intensiven Beeinflussung und einer geduldigen Aufklärung
des Kirchenvolkes, wenn man die Dinge in Bewegung bringen wollte.
Manuel sah auch ein, dass das städtische Bürgertum die Entwicklung
vorantrieb und man auf die Landbevölkerung nicht zählen konnte. Sie
kam als Trägerin der Revolution nicht mehr in Frage.

Dazu kam nun noch eine zweite entscheidende Erfahrung. Manuel hatte
erwartet, die Erneuerung des Glaubens werde eine allgemeine Befriedung
der zerrissenen und aufgewühlten Welt bringen. Er hatte seinen Kreuz-
zug gegen den Papst auch als Kampf für den Frieden verstanden. Die
ersten Früchte dieses Kampfes sahen aber nicht nach Frieden aus. Überall
waren neue Konflikte und Spannungen entstanden, im privaten und im
öffentlichen Leben, auf sozialem und politischem und auf kirchlichem
Gebiet. Das Leben geriet aus den Fugen. Alle Ordnung war bedroht.
Dies zeigten mit erschreckender Klarheit die Bauernunruhen von 1525.

¹ *Krankheit*, Seite 218, Zeile 15 ff. ² Vgl. unten Seite 246 f. und 256 f.

Manuel scheint damals die uralte Erfahrung des Zauberlehrlings gemacht zu haben. Er hatte das Gebäude der alten Kirche einreissen wollen. Nun begannen auch das soziale und das staatsrechtliche Gefüge zu wanken. Er musste einsehen, dass man die verschiedenen Bereiche – zumal bei der damaligen Verflechtung der Rechte – nicht sauber trennen konnte. Der Geist des Aufruhrs, der in einem Gebiet herrschte, machte an den Grenzen der andern nicht Halt. Gesellschaft, Staat und Kirche erwiesen sich als kommunizierende Gefäße.

Manuel führte den Kampf weiter. Sein Ziel war nach wie vor die radikale Umgestaltung der Kirche. Er änderte aber jetzt sein Vorgehen.

Er enthielt sich in der Folge aller Anspielungen auf die Politik des Kaisers und des Papstes. Er verzichtete fortan vollständig auf die soziale Polemik. Er klagte die Geistlichen nicht mehr der wirtschaftlichen Ausbeutung der Laien an. Er pries die Armut und führte den Armen die Vorteile ihres Standes vor Augen. Er prangerte nicht mehr den Macht-hunger, die Geldgier und die Lasterhaftigkeit der Geistlichen an. Die theologische Auseinandersetzung rückte nun ins Zentrum des Interesses. Die moralische Einstellung der Gegner berührte er nur noch, indem er ihr Verhalten in den Diskussionen beanstandete. Er warf ihnen vor, sie verschlossen sich wider besseres Wissen und Gewissen der Wahrheit und versuchten, ihre Gegner irrezuführen und zu überschreien.

Die Disputation wurde zum einzigen Inhalt von Manuels Streitschriften. «Barbali» ist die Wiedergabe eines Glaubensgesprächs zwischen einem streitlustigen und bibekundigen Mädchen und seinem Dorfpfarrer. Ob-schon dessen Art zu diskutieren lächerlich gemacht wird, nimmt hier die Konfrontation der Thesen und der Widerstreit der Argumente noch den grössten Raum ein. In der «Badenfahrt» wird die Kritik an Ecks und Fabers Verhalten wichtiger als der Inhalt des Glaubensgesprächs. In der «Krankheit der Messe» spielt dieser überhaupt keine Rolle mehr. Es geht dort nur noch um die Methoden und Mätzchen, mit denen die Anwälte der Messe die Todgeweihte wider bessere Einsicht am Leben zu erhalten suchten. Manuels Interesse konzentrierte sich also immer mehr auf das Glaubensgespräch und die geistige Haltung, die es voraussetzte. Er wünschte die Disputation in Bern und wollte die Geister darauf vorbereiten.

Manuel bemühte sich also nach den Bauernunruhen von 1525, in seinem Kampf um die Erneuerung der Kirche die Leidenschaften nicht mehr aufzupeitschen, als unbedingt nötig war. Seine Angriffe verloren an Heftigkeit und Wucht. Er mässigte sich im Ton. Er focht nun eher mit den Mitteln der Ironie und des Witzes als mit Anklagen und Verleumdungen. Er wollte mit dem Gegner ins Gespräch kommen. Er suchte die Auseinandersetzung auf die Ebene der leidenschaftslosen und sachlichen Diskussion zu heben. Es schien ihm möglich, dass man sich in redlichem Bemühen um die Wahrheit finde, wenn sich beide Parteien unter die alleinige Autorität der Bibel stellten. Intellektuelle Redlichkeit traute er dem Gegner nun eher zu als vor Jahren, und über die gemeinsame Grundlage des Glaubens liessen die Katholiken damals noch mit sich reden, waren sie doch noch überzeugt, mit der Bibel allein das Papsttum, die Marien- und Heiligenverehrung, das Fegefeuer und dergleichen verteidigen zu können.

Die Diskussion konnte sich auf privater Ebene abspielen wie in «Barbali». Es lag aber auf der Hand, dass sie von den Kirchengemeinden oder von der Obrigkeit organisiert wurden. Die Durchführung der Reformation oblag nach Manuels Ansicht dem Rat. Dies geht nicht erst aus seiner Haltung während des Oberländer Aufstandes hervor. Eine Stelle im «Ablasskrämer» aus dem Jahre 1525 zeigt, dass er das traditionelle Kirchenregiment des Berner Rates als eine Selbstverständlichkeit und als zu Recht bestehend ansah. Die Bauern nehmen dem Richardus Hinderlist das Geld ab, um sich schadlos zu halten; die Bestrafung seiner Schandtaten aber überlassen sie der Obrigkeit, weil sie dieser allein zustehe. Seine Verbrechen fallen aber nach kanonischem Recht in den kirchlichen Jurisdiktionsbereich¹. Ein Scheibenriss aus dem Jahre 1527 macht deutlich, welche Rolle Manuel der weltlichen Obrigkeit in den kommenden Umwälzungen zudachte. Das Bild hält eine dramatische Szene aus den Tagen des Josias fest. Auf Befehl des Königs vernichtet ein Diener im Tempel mit wuchtigen Axthieben die heidnischen Götzen und wirft sie ins Feuer. Josias steht dabei und überwacht das Zerstörungswerk. Der biblische Bericht erwähnt die Anwesenheit des Königs nicht².

¹ *Ablasskrämer*, Vers 1525 ff.

² MANDACH, Tafel 114; Altes Testament, 2. Kön., 23; BEERLI, 275 f.

All dies bedeutet eine klare Absage an die Revolution. Manuel strebte nun die kirchliche Neuerung nicht mehr auf dem Weg der gewaltsamen Umwälzung von unten her an. Die Unruhen von 1525 hatten gezeigt, dass dieser Weg in die allgemeine Anarchie führte. Die Bewegung ging vom Kirchenvolk aus; der Anstoss kam von unten. Die weltliche Obrigkeit aber sollte die entfesselten Kräfte auffangen, kanalisieren und auf bestimmte Ziele lenken. Sie sollte die Disputation organisieren, den Glaubensstreit entscheiden und die notwenigen Reformen durchführen.

5. Die Zeit von 1525 bis 1528

Nach 1525 entfaltete Manuel als Landvogt eine viel grössere Aktivität als vorher. Sein Handeln lässt gewisse politische Tendenzen erkennen.

Er arbeitete systematisch an der *Sicherung* und am *Ausbau der Stellung der Obrigkeit* im Amt Erlach. Das Gut der Obrigkeit verwaltete er mit grosser Umsicht und Gewissenhaftigkeit. Er war bestrebt, es zu erhalten und zu mehren. Grosses Sorge bereiteten ihm die Kornvorräte, die zu verderben drohten, weil er für sie ihrer schlechten Qualität wegen keine Käufer fand. In der Kornspende, die der Landvogt dem Einsiedler bei Sieben-eichen jährlich zu entrichten hatte, sah er eine sinnlose Ausgabe. Er riet seinen Herren ziemlich unverhohlen, sie fallen zu lassen¹. Die Bauern des Amtes Erlach beschwerten sich in einer Eingabe an den Rat, der Landvogt habe ihnen zur Bestellung der obrigkeitlichen Weinberge mehr Frondienste auferlegt, als bisher üblich gewesen sei². Auf Manuels Vorschlag hin erwarben die Herren im Amt Erlach eine Reihe von Rebgütern. Der Landvogt nahm den Kauf am 2. und 4. Februar 1527 selber vor³.

¹ Briefe Manuels vom 5. Februar und vom 28. Juni 1525 und vom 14. Januar 1526 in WUSTMANN, 150, 151 f. und 154.

² UP 3 Nr. 131. Die Eingabe ist nicht datiert und der Landvogt wird nicht genannt. BEERLI meint, sie stamme aus dem Jahre 1528 (Seite 338), BONJOUR denkt an die Bauernunruhen 1525 (BONJOUR, Die Bauernbewegung des Jahres 1525 im Staate Bern, 39, Anm. 1). Wie dem auch sei, bei dem erwähnten Landvogt handelt es sich um Manuel. Stadt und Amt Erlach reichten 1528 ihre Beschwerden im August ein, vgl. oben Seite 36. Damals hatte noch Manuel die Landvogtei inne. Die Trauben waren übrigens zu dieser Zeit noch nicht reif. Die Klage kann sich deshalb nur auf die Ernte des Vorjahres beziehen.

³ RM 212, 48; Urkunden in F. Erlach, 2. und 4. Februar 1527.

Am 1. Februar 1527 hatte ihm der Rat den Befehl erteilt, das von seinem Amtsvorgänger Bartholome Ibach 1519 erstellte Urbar des Amtes Erlach zu erneuern. Manuel trug nun mit eigener Hand peinlich genau ein, was Ibach und er seither an obrigkeitlichen Grundstücken verliehen und welche Zinse die neuen Pächter zu entrichten hatten. Die Weisung steht vereinzelt da. Die in gewissen bernischen Ämtern bereits bestehenden Urbarien wurden in dieser Zeit nicht ergänzt oder erneuert. Erst nach der Reformation verlangte der Rat allgemein von den Landvögten die Aufzeichnung der obrigkeitlichen Rechte und Besitzungen in ihren Ämtern. Man darf deshalb annehmen, dass Manuel seine Herren auf die Notwendigkeit ergänzender Eintragungen aufmerksam gemacht hatte¹.

Manuel wachte auch eifersüchtig über die Rechte der Obrigkeit und war bemüht, sie zu mehren. Am 9. Februar 1527 nahmen bernische Ratsbotschafter in drei Wäldern, an denen die Obrigkeit Anteil hatte, Ausmarchungen vor. In einem Fall war der Partner das Städtchen Erlach, im andern das Kloster St. Johannsen und im dritten die Familie von Erlach². Am 27. Mai 1527 fällte der Rat einen Spruch im Streit zwischen Stadt und Amt Erlach. Es ging darum, die Rechte der Stadt und des Landvogtes über die Ausburger klar auszuscheiden³. Zweifellos hatte in all diesen Fällen der Landvogt die Herren auf die bestehenden Unklarheiten in den Rechtsverhältnissen und auf den Schaden, welcher der Stadt Bern daraus erwuchs, aufmerksam gemacht. Vielleicht hatte ihn der Rat vorher beauftragt, sein Augenmerk auf solche Unklarheiten zu richten. Die Quellen lassen uns hier völlig im Ungewissen. Der Nachdruck, mit dem er die Herren immer wieder auf bestimmte Übergriffe des Stadtgerichtes Erlach gegen die Rechte des obrigkeitlichen Landsgerichtes zu Ins hinwies, beweist aber, dass er in diesen Ausmarchungen und Rechtsausscheidungen der Treibende war. Wenn Manuel den Erlachern ihrer Kompetenzüberschreitungen wegen Vorstellungen machte, beriefen sie sich auf alte Gewohnheiten. Das Argument verfing beim Landvogt nicht. Er wollte das Gewohnheitsrecht nicht gelten lassen. Der Rat gab ihm in seinem Spruch

¹ Urbar Erlach 3; Manuels Eintragungen sind zum Teil abgedruckt in BEERLI, 333 ff.; nicht abgedruckt sind die Eintragungen auf Seiten 20 und 21 des Urbars; RM 212, 113; FELLER II, 306.

² Ob. Spruchbuch CC, 149 ff., 153 ff. und 157 ff. ³ ibid. 290 ff.

vom 29. Januar 1530 recht. Die Übergriffe verstießen, so argumentierte er, gegen das gemeine und natürliche Recht, das nicht zulasse, dass die Untertanen den Rechten der Obrigkeit Abbruch täten¹. Manuel duldette also nicht, dass die Ämter und Gemeinden ihre Privilegien durch Berufung auf lange und unbestrittene Übung erweiterten. Sie sollten sich mit den verbrieften Rechten und Freiheiten begnügen. Man ist versucht, bei ihm von einer zentralistischen Tendenz zu sprechen.

Manuel war auch bemüht, die *öffentliche Ordnung und den Landfrieden* zu erhalten. Um dies zu erreichen, scheute er nicht davor zurück, gegen den Brauch zu verstossen und die Kompetenzen des Landvogtes zu erweitern. In der bereits erwähnten Eingabe an den Rat führen die Bauern aus, dass die streitenden Parteien einen Handel jeweils unter sich ausmachten, wenn sie ihn nicht dem Vogt oder seinen Knechten übergeben hätten. Der gegenwärtige Landvogt dränge ihnen aber seine Vermittlung auf. Wenn einer den andern mit Worten in seiner Ehre verletzt, die Beleidigung aber zurückgezogen habe, so sei er bisher vom Vogt nicht gebüsst worden. Manuel halte sich auch an diese Gewohnheit nicht. Wenn der Beleidiger nicht Satisfaktion erteilen wolle, erhebe er höhere Bussen als sein Vorgänger.

Festigung und Ausbau der obrigkeitlichen Stellung bedeuteten Manuel keinen Selbstzweck. Sie sollten allein der Erhaltung der öffentlichen Ordnung und des Landfriedens dienen. Dies war sein eigentliches Anliegen. Er verzichtete darauf, die Hoheitsrechte der Stadt Bern unmittelbar geltend zu machen, wenn er glaubte, damit den Frieden zu gefährden. Dies geht aus seinem Verhalten bei drei Zwischenfällen deutlich hervor. Neuenstädter verfolgten in Booten ein Reh, das sich auf den See geflüchtet hatte und nun in Richtung Landeron schwamm. Da fuhren ihnen Bewohner dieses neuenburgischen Städtchens entgegen und erhoben Anspruch auf das inzwischen erlegte Tier, da es die March überquert habe und in das Gebiet des Vogtes von Landeron geraten sei. Es entstand ein Streit. Schliesslich einigte man sich dahin, dass den Neuenstädtern das Reh überlassen wurde. Sie mussten aber dem Vogt von Landeron den Kopf und einen Vorderlauf abtreten. Dies war das Zeichen der Oberherrlichkeit. Über den obern See aber hatten die gnädigen Herren von Bern diese

¹ Ob. Spruchbuch DD, 682 ff.; vgl. oben Seite 16.

inne. Manuel hätte nun einschreiten und die Rechte seiner Herren wahren sollen. Allein, er tat es nicht. Er fürchtete nämlich, es könnte zu Gewalttätigkeiten kommen. Er tat, als wüsste er nichts von der Sache und zog keine weiteren Erkundigungen ein, um den Anschein der Unwissenheit zu wahren und nicht eingreifen zu müssen. Er wandte sich an seine Oberen um Rat¹. Im August 1526 pfändeten Neuenburger im Moos auf bernischem Hoheitsgebiet Vieh, um wieder einmal einen Anspruch auf gewisse Weiderechte anzumelden. Die Pfandnehmer mussten für die nach dem Wortlaut eines Schiedspruches von 1470 unerlaubten Übergriffe dem Landvogt von Erlach eine Busse entrichten. Manuel hätte nun von ihnen noch ein schriftliches Bekenntnis fordern sollen, dass ihnen die Strafe auferlegt worden sei, weil sie die Rechte der Stadt Bern verletzt hätten. Er tat es nicht. Er verhielt sich genau gleich, als sich der Fall 1528 wiederholte. Als die Neuenburger 1533 wieder Vieh pfändeten, wies der Rat in einem Brief auf Manuels Versäumnis hin und warf ihm eine schwere Pflichtvernachlässigung vor. Bern forderte nun mit allem Nachdruck von den Neuenburgern den Revers. Diese weigerten sich aber hartnäckig, ihn auszustellen. Wir dürfen deshalb mit MICHEL annehmen, dass Manuel dem Frieden zuliebe nicht auf der Anerkennung der bernischen Rechte beharrt habe².

Vom modernen Standpunkt aus scheinen die erwähnten Vorfälle banal. Wir sind geneigt, Manuels Verhalten zu billigen. Seine Zeitgenossen massen aber solchen Dingen eine ganz andere Bedeutung zu. Seine Versäumnisse wogen schwer, und der Rat verurteilte seine Handlungsweise entschieden³. Manuels Geringschätzung für das ungeschriebene, aus jahrelanger unbestrittener Übung hervorgegangene Recht verdient hervorgehoben zu werden. Sie ist für seine ganze Haltung bezeichnend. Es zeigt sich hier erneut sein mangelnder Sinn für alles geschichtlich Gewordene, sein Wille, die Verhältnisse umzugestalten und zweckmässig zu ordnen, und sein Unverständnis für die Denkweise der Bauern.

¹ ZINSLI, Ein unbekannter Brief; MICHEL, Berns Hoheit über den obern Bielersee, 260 f.

² Miss. T, 879 ff; RENNEFAHRT, Rechtsquellen IV Nrn. 159 b und 198a (Seite 1044), Bemerkung 1; MICHEL, op. cit., 261; vgl. unten Seite 125.

³ Was den Vorfall mit dem Reh betrifft, vgl. RM 204, 204.

Es fällt auch sonst auf, mit welch ängstlicher Sorge Manuel auf die Erhaltung des Landfriedens bedacht war. Nichts, so scheint es, vermochte ihn in solche Aufregung zu versetzen wie ein Streit zwischen zwei Ortschaften, die Entdeckung eines Hinterhaltes von Wegelagerern oder eine Schar bewaffneter Bauern. Er wandte sich dann an die Obrigkeit um Rat, und zwar auch in geringfügigen Fällen, die er von sich aus hätte erledigen können. Er befürchtete immer, es könnte zu Gewalttätigkeiten kommen. Seine Befürchtungen waren sachlich meist unbegründet oder doch übertrieben.

Im Wald genannt «In Hägen» an einem Strassenrand hatten zwei Männer im Gebüsch einen Stand für die Vogeljagd eingerichtet. Der Bannwart fand nun dort eine Keule, die nicht für Vögel bestimmt sein konnte, und brachte sie dem Landvogt. Der Fund versetzte Manuel in grosse Aufregung. Die Strasse war von Kaufleuten viel begangen, und der Ort konnte, wenn die Bäume Laub bekamen, ein sicherer Hinterhalt für Wegelagerer werden. Manuel erstattete sofort seinen Herren Bericht, gab seinen Befürchtungen Ausdruck und bat um Weisungen¹. Der Brief ist hastig hingeworfen, die Verschreibungen häufen sich: «zuvor» wird zu «zür», «erst frisch» zu «erst frist» und «abgeschneitteten ast» zu «abgeschneistetten ast»². Die Hast war völlig unnötig. So sehr eilte die Sache nicht. Die Bäume blieben noch eine Zeitlang unbelaubt. Auch konnte Manuel die dringlichsten Massnahmen ja von sich aus ergreifen. Man fragt sich, warum er überhaupt Instruktionen einholte. Er hätte die Angelegenheit selbst erledigen können. Man kann sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn man den Brief liest. Besonders die Beschreibung der Keule wirkt erheiternd. Manuel sah in ihr eine wahre Höllenmaschine.

Der Bauernaufstand griff auch auf das Seeland über. In einer Nacht sammelten sich zwischen Neuenburg und Grandson Bewaffnete. Man befürchtete, dass sie gegen Grandson ziehen und sich des Landvogteisitzes bemächtigen würden. Der eidgenössische Vogt von Neuenburg machte Manuel Meldung davon. Dieser beorderte sofort eine gewisse Zahl von Kriegsknechten nach Grandson ab. Er gab die Meldung auftragsgemäss dem Meier und Rat von Biel weiter. Der Brief trägt den Ver-

¹ Brief Manuels vom 4. Februar 1525 in WUSTMANN, 149 f.

² Zu diesen Verschreibungen vgl. WUSTMANN, 146 f.

merk «ilends». Schreibfehler lassen auch hier die Hast und die Aufregung erkennen («nier» statt «mier» usw.)¹.

Im Streit um das Reh griff Manuel nicht ein, um den Konflikt nicht zu verschärfen und keine Gewalttätigkeiten auszulösen. Er überschätzte die Gefahr. Es ist gar nicht ersichtlich, warum seine Intervention die Parteien hätte veranlassen können, über einander herzufallen. Er schrieb, er sei nicht eingeschritten, weil ohnehin bald mit einem «schwebel höltzli ein grossz frür (sic) wer erweckt»². Das Verhältnis zwischen den beiden Städtchen war wohl kaum so spannungsgeladen, dass aus einem Streit um ein Reh und um Hoheitsrechte ein «Brand» hätte entstehen können. Die Dämonie des Bildes ist dem Sachverhalt nicht angemessen. Sie offenbart nur Manuels Überängstlichkeit.

Man schrieb das Jahr 1525. Es ist anzunehmen, dass der Rat angesichts der Unruhen die Landvögte strengstens angewiesen hatte, auf die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und des Landfriedens bedacht zu sein. Man könnte deshalb zunächst geneigt sein, in Manuels Verhalten nur die Ängstlichkeit des pflichtbewussten und beflissenen Beamten zu sehen, der die Befehle seiner Herren zu deren vollen Befriedigung ausführen wollte und befürchtete, ihre Gunst zu verlieren, wenn es schief ginge. Dies passt jedoch gar nicht zum Charakterbild des ehemaligen Reisläufers und Revolutionärs. Seine mutige Haltung nach dem Pfingstmontagseid und sein «Weinbrief» beweisen, dass er sich auch als Landvogt seinen Herren gegenüber die volle Freiheit und Unbefangenheit bewahrt hatte³.

Ein Vergleich zweier Briefe mag noch einmal seine Einstellung beleuchten. Manuel ergriff auf der Kirchweih zu Ins 1525 zwei Söldner, einen Zürcher und einen Rottweiler, die aus französischen Diensten zurückkehrten. Welches ihr Vergehen war, vernehmen wir nicht. Seine Amtspflicht habe ihn gezwungen, so schreibt Manuel dem Rat, die beiden Burschen gefangenzunehmen, und er möchte nun wissen, was er mit ihnen anfangen solle. Er gesteht, dass er mit den beiden grosses Erbarmen habe. Man spürt, dass er sie am liebsten freigelassen hätte. Auf der Kirchweih zu Erlach nahm Manuel im selben Jahr einen Bürger von Landeron

¹ ZINSLI, Zwei Briefe. ² ZINSLI, Ein unbekannter Brief, 216.

³ Vgl. unten Seite 108 f.

fest, den Urheber einer blutigen nächtlichen Schlägerei auf dem See. Manuel handelte auf ausdrücklichen Befehl seiner Oberen. Der Mann war bereit, sich vor Gericht zu verantworten und sein Vergehen durch eine Busse zu sühnen. Er bat aber auf den Knien, ihn gegen Bürgschaft aus der Haft zu entlassen. Vogt und Rat von Landeron verwendeten sich für ihn und anerboten sich, Bürgschaft zu leisten. Manuel liess sich nicht erweichen. Er glaubte, nicht selber entscheiden zu dürfen, und bat um neue Weisung. Er berichtete eingehend und sachlich. Er nahm keine Stellung. Man spürt nichts von Mitgefühl und einem Wunsch, dem Mann zu helfen. Manuel gibt sich als pflichtbewusster Diener, der sich keine eigene Meinung erlaubt und den Willen seiner Herren gehorsam ausführt¹. Den beiden Reisläufern gegenüber war der ehemalige Söldner und Parteigänger Frankreichs zu Milde geneigt. Für Friedensbrecher aber brachte er kaum Verständnis und Anteilnahme auf.

Die *Allmacht des Staates* hatte in Manuels Augen *klare Grenzen*. Die Obrigkeit durfte unter keinen Umständen die Untertanen daran hindern, sich für Christus zu entscheiden.

Am Pfingstmontag 1526 schworen Grosser und Kleiner Rat und die Boten der Ämter in Anwesenheit der Gesandten der katholischen Orte, beim alten Glauben bleiben zu wollen. Manuel und eine Reihe führender Köpfe der evangelischen Partei verliessen aus Protest den Saal².

Sie waren nicht bereit, den Mehrheitsentscheid hinzunehmen, weil er gegen den Willen Gottes verstieß und man Gott mehr gehorchen soll als den Menschen³.

Manuels Unbotmässigkeit wurde vermutlich von den Herren im Kleinen Rat übel vermerkt. Um ihre Huld wiederzugewinnen, schickte er ihnen im Oktober 1527 ein Fass Erlacher Wein mit einem Begleitschreiben, das seine Selbständigkeit und seine Unbefangenheit den Vorgesetzten gegenüber beweist. Der Brief, welcher die Leidengeschichte des guten Gesellen, genannt «Immer Wyn von Erlach», vom Setzling bis zur Kelter erzählt, mag manchem Ratsherrn den süßen Trunk verbittert haben; denn er ist eine feine Parodie auf die Passion Christi und der Eucharistie,

¹ Brief Manuels vom 21. August 1525 in WUSTMANN, 152 f.

² STETTLER, Chronikon I, 653. ³ Vgl. oben Seite 88, Anmerkung 1.

die in Baden im Zentrum der Diskussionen gestanden hatte¹. Nähere Aufschlüsse über Manuels Auffassung von der Freiheit eines Christenmenschen gibt uns seine Streitschrift «Barbali», die 1526 entstanden ist. Barbali erklärt dort, im weltlichen Bereich sei die Obrigkeit zuständig, in Dingen aber, die das Seelenheil beträfen, sei der Christ keiner menschlichen Autorität unterworfen: weder dem Papst, noch den Eltern, noch der Obrigkeit. In diesen Dingen sei er Gott allein Gehorsam schuldig. Manuel kannte also eine Sphäre, die der Autorität des Staates entzogen war und in welcher der Einzelmensch frei entscheiden durfte. Diese Freiheit sollte es ihm ermöglichen, sich bedingungslos dem Willen Gottes zu unterwerfen. Manuel lebte damals noch in der Überzeugung, die Menschen würden sie nur hierzu verwenden und nicht den offensichtlichen Irrtum oder gar die Gottlosigkeit wählen. Der Oberländer Aufstand sollte ihn eines andern belehren. Da es für ihn feststand, dass eine verantwortungsbewusste Obrigkeit eine Rückkehr der Untertanen zum alten Glauben nicht dulden durfte, kam er zur Einsicht, dass es mit der Ausscheidung der beiden Kompetenzbereiche zwischen Individuum und Staat nicht getan war. Die evangelische Obrigkeit musste in jene freie Sphäre eingreifen und die Untertanen zum wahren Glauben führen².

Manuel hat nach 1525 weiterhin die Freiheit des Christenmenschen verkündet. Die Forderungen der Bauern haben ihn auch nicht dermassen erschreckt, dass er seine *fortschrittlichen sozialen Ideen* verleugnet hätte. BEERLI hebt mit Recht hervor, Manuel habe nie aufgehört, die religiöse Umwälzung als Sieg des einfachen Mannes, als Demütigung der prachtliebenden Prälaten und der Gelehrten mit ihren hochtrabenden Titeln, als Rache der Laien an den Geistlichen und des tätigen Bürgers an den arbeitscheuen Mönchen zu betrachten³. Seine Haltung wurde nach 1525 eher noch radikaler. Er betonte noch stärker als vorher die Pflicht eines jeden zur Arbeit, und seine Vorliebe für die untersten Kreise trat noch deutlicher zutage. Er zeigte ihnen, dass ihre Lebensform die dem Willen Gottes gemäss sei und ihr Stand vom Evangelium her eine besondere Würde

¹ Brief Manuels vom 30. Oktober 1526 in BAECHTOLD, Seite XXXI ff. Kommentar vgl. ibid und BEERLI, 257.

² Vgl. unten Seite 126 ff. und 169. ³ BEERLI, 279.

empfange. Barbali zieht dem gesicherten und behaglichen Dasein einer Nonne den arbeits- und entbehrungsreichen Ehestand vor, weil Gott die Ehe gestiftet und gesegnet und uns geboten hat, zu arbeiten und uns im Schweiße unseres Angesichtes zu ernähren. Wir sollten nicht suchen, uns materiell zu sichern – solches tun die Heiden –, sondern den täglichen Kampf um eine kärgliche Mahlzeit auf uns nehmen in der Hoffnung, dass der Herr für uns sorgen werde. Barbali geht sogar so weit, mit Paulus zu behaupten, wer nicht arbeite, habe auch nicht das Recht zu essen¹. So grundsätzlich hatte Manuel seine Haltung vorher nie formuliert. Es ist klar, dass diese Maxime nicht nur das bequeme und unnütze Leben der Geistlichen in Frage stellte, sondern auch den Reichtum adeliger und bürgerlicher Familien. Man gewinnt den Eindruck, dass Manuel, vom Evangelium ausgehend, die bäuerliche und kleinbürgerliche Existenz als die ideale betrachtete und einen gewissen Ausgleich der Stände auch im weltlichen Bereich anstrebte.

Manuel versuchte nach 1525, mit den Vertretern des alten Glaubens ins Gespräch zu kommen. Es wäre aber völlig verkehrt, anzunehmen, er habe einen Ausgleich zwischen den Konfessionen angestrebt. In «Barbali» tritt uns ein *Biblizismus* von geradezu erschreckender Radikalität entgegen. Das streitlustige Mädchen weist jede Berufung seiner Gegner auf die scholastische Philosophie, auf die antike Weisheit, auf die Lehren der Kirchenväter und die päpstlichen Satzungen mit Entrüstung und Verachtung zurück. Das Wort Gottes allein lässt es gelten. Die Schrift bildet den Massstab für alles. Was sich nicht durch sie begründen lässt, lehnt Barbali mit Entschiedenheit ab.

Am Anfang seines reformatorischen Wirkens hatte Manuel noch geglaubt, die Geistlichen seien sich des Widerspruchs zwischen dem Wort Gottes und den päpstlichen Satzungen (Rechten und Dogmen) und damit des ganzen Betruges, auf dem die alte Kirche beruhte, bewusst. Aus blossem Eigennutz verteidigten sie das alte System. Sie unterdrückten deshalb das Evangelium und suchten die Lüge zu erhalten. Die Laien aber, so hatte er gemeint, würden das Wort Gottes begierig aufnehmen, der Widerspruch zur alten Lehre würde ihnen unmittelbar ins Auge springen,

¹ *Barbali*, Vers 322 und 666; BEERLI, 259 ff.

und dies müsste eine spontane Abfallbewegung auslösen. Nach 1525 war Manuel eher dazu geneigt anzunehmen, die Gegner des Evangeliums unter den Geistlichen handelten aus Unkenntnis und Mangel an Einsicht. Es war ihm auch klar geworden, dass es bei den Laien noch viele Hinder-nisse zu überwinden galt, bis das Licht des Evangeliums in ihre Herzen dringen konnte: geistige Trägheit, Traditionsbewusstsein und echte Überzeugung, die eine Auseinandersetzung mit dem Neuen von vorn-herein ablehnte. Deshalb betonte er nun die Notwendigkeit der Aufklä-rung und Belehrung im Glaubensgespräch.

Er war überzeugt, man könne sich in guten Treuen der Einsicht nicht verschliessen, dass die päpstlichen Satzungen sich aus der Schrift nicht begründen liessen und ihr in wesentlichen Stücken widersprächen. Dem modernen Menschen erscheint die Bibel oft, wie damals den Gegnern der Reformatoren, dunkel, verworren, widersprüchlich und vieldeutig. Sie bedarf nach seiner Auffassung der Erläuterung und der Auslegung. Manuel hingegen war überwältigt von der Klarheit und Eindeutigkeit der biblischen Botschaft. Die scheinbaren Widersprüche lösten sich, wenn man die verschiedenen Aussagen miteinander verglich. Die Schrift erklärte sich nach seiner Auffassung selbst¹. Auch die Einfältigsten vermochten aus der Bibel den Willen Gottes klar herauszulesen. Das elfjährige Mäd-chen gewinnt nach einem Jahr intensiven Bibelstudiums in theologischen Dingen einen Überblick, ein Wissen und eine Einsicht, mit denen es die hochgelehrten Priester tief beschämt. Sie vermögen nichts gegen seine Argumente.

Die Argumente der Reformatoren waren nach Manuel zwingend und unwiderlegbar. Den Gegnern, die sich in redlichem Bemühen, die Wahr-heit zu erkennen, dem Gespräch stellten, müsse in dessen Verlauf der Irr-tum, in dem sie befangen waren, unweigerlich klar werden. So hat sich Damian Lirenagel von Barbali überzeugen lassen. Seine Amtskollegen aber bleiben verstockt. Voll Wut verhören und beschimpfen sie den Ab-trünnigen. Dieser hält ihnen entgegen:

¹ *Barbali*, Vers 431 f., 986 bis 1007, 1453 und 1586.

«Scheltend, tobend, wüetend, wie ir wellend!
Ir schaffend nit, dass ir mich abstellend.
Dass gott erbarm, wie sind ir so blind!
Sehend ir nit, dass ir gschendt sind
Und überwunden in allen dingen?
Alle argument, die ir ufbringen,
Die verantwurt das kind so kreftig wol,
Dass es mich und üch erschrecken sol.
Ir werdend zü schanden mit üwer kunst,
Hörend nun grad uf! es ist umsunst,
So es die gschrift so klar har treit; ... »¹

Wer aber allen Argumenten zum Trotz hartnäckig auf seinem Standpunkt beharrte, bewies damit, dass er sich aus reinem Eigennutz der bessern Einsicht verschloss. Dies wirft Barbali im Verlauf der Diskussion ihren unbelehrbaren Gegnern vor².

Die grosse Masse der Laien zog aus dem alten System keinen Nutzen. Es brachte ihr vielmehr grossen Schaden. Manuel war deshalb nach wie vor überzeugt, dass der alte Glaube schliesslich der *Evidenz* weichen musste.

Barbalis Mutter gibt am Schluss des Gespräches ihrem Erstaunen über das grosse Wissen und die tiefe Einsicht ihrer Tochter und über die klägliche Rolle, welche die gelehrteten Männer während der Diskussion gespielt haben, Ausdruck. Sie fügt bei, Barbali verdanke ihre Überlegenheit und ihren Sieg dem Heiligen Geist³. Dies ist unseres Wissens die einzige Stelle, wo Manuel den Erfolg der neuen Lehre auf das Wirken des Heiligen Geistes zurückführt. Es scheint, Manuel habe die Einsicht in die Wahrheit nicht als Geschenk der göttlichen Gnade, die dem einen zuteil wird und dem andern verwehrt bleibt, sondern als unmittelbare Gewissheit betrachtet, die alle mit natürlichem Verstand und einfältigem Herzen begabten Menschen erfassen musste.

Es ist anzunehmen, dass Manuel als Landvogt seinen Einfluss geltend machte, um den neuen Glauben zu fördern. Es kommt wohl nicht von ungefähr, dass bei der Volksanfrage vom 5. Mai 1526 Erlach neben

¹ *Barbali*, Vers 1443 ff. ² *Barbali*, Vers 1299 ff.

³ *Barbali*, Vers 1909 bis 1922.

Schenkenberg das einzige Amt war, welches das reine Wort der Schrift, nicht nur die Beibehaltung der Sakramente und der Kirchenbräuche verlangte¹. Aber gerade hier fehlen uns konkrete Anhaltspunkte für Manuels Massnahmen. Der Stadtschreiber von Erlach, Albert Bürer, hatte in Wittenberg studiert und war neugläubig. 1527 wurde er als Schulmeister nach Bern berufen. Hatte Manuel bei seiner Anstellung in Erlach und bei seiner Berufung nach Bern die Hand im Spiel²? Die Herren erkundigten sich bei ihm am 9. November 1526 über einen fremden, verheirateten Priester, der sich in Erlach niedergelassen hatte. Er sollte wahrscheinlich aufgrund des Pfingstmontagsmandates ausgewiesen werden. Unter dem 1. Dezember 1526 lesen wir im Ratsmanual: «An vogg von Erlach. Des priesters halb anstan»³. Hatte sich Manuel wohl für den Priester verwendet?

Wie Manuel im Frühjahr 1528 an der Schwelle seines letzten Lebensabschnittes die konfessionelle Situation beurteilte und welcher Weg nach seiner Auffassung dem neuen Glauben vorgezeichnet war, zeigen uns drei Dokumente: seine Rede an der Disputation von Bern und seine beiden letzten Streitschriften, «Die Krankheit der Messe» und «Das Testament der Messe».

Während der achten Sitzung (am 13. Januar) drohte die Diskussion zu erlahmen, weil die Altgläubigen ihre Sache nur lau verteidigten und sich nicht mehr zum Wort meldeten. Das Fehlen einer Opposition gegen die Schlussreden drohte den Erfolg der Disputation zu gefährden. Die Altgläubigen von nah und fern konnten nachträglich behaupten, das Gläubengespräch habe nichts entschieden, da sie schlecht vertreten gewesen und ihre Argumente gar nicht voll zur Geltung gebracht worden seien; die Opposition sei eingeschüchtert worden; die Obrigkeit habe um jeden Preis die zwölf Artikel durchsetzen wollen. Um solche Klagen über Parteilichkeit zu vermeiden, hatte der Rat Anordnungen getroffen, welche die Bildung einer starken Opposition ermöglichen und fördern sollten. Diese Anordnungen waren schon am 9. Januar der Versammlung bekanntgegeben worden. Sie wurden nun erneut verlesen. Anschliessend meldete

¹ ST Nr. 891; FELLER II, 141 f.

² BEERLI, 216, besonders Anmerkung 5 und 6; vgl. dazu ST Nr. 1352.

³ ST Nrn. 1030 und 1050. DE QUERVAIN, Reformation, 94.

sich Manuel zum Wort. Er unterstrich die Unparteilichkeit des Rates und hob hervor, dass es ihm einzig darum gehe, die Wahrheit zu erforschen. Dann forderte er die Opposition dringend auf, die ihr angebotenen Möglichkeiten auszunutzen¹. Der Passus des Protokolls hat folgenden Wortlaut: «Demnach hat Niclaus Manuel, vogg zu Erlach, nachvolgende red getan: „Erwürdigen, gelerten! Es sol niemant erachten, dass unsere gnedigen herren allein begierig seien, dass die fürgetragenen artickul durch ire predicanen, sampt der ler, so darus flüsst, erhalten werden; sunder allein ist ir fürnemen, die warheit von göttlichem Wort zü erforschen, ob die artickul in göttlicher geschrift bestanden, oder ir wider sprechend. Ir sechend ouch, wie sich die, so die artickul für güt bekennen, so trüwlich züsammen halten. Darumb bit und erman ich üch abermals umb gotts will, ir, die widersprecher, wellend üch ouch züsammen tün, einanderen trostlich sin mit hilf, rat, schriben und reden! Das werden unsere gnedige herrn zum höchsten wol vergüt und als ein gnedig wolgefalen mit grosser dankbarkeit annemen, doch dass das allweg beschehe nach ordnung, inhalt und anwisen des christlichen, darumb angesehenen mandats.“»²

Manuel hatte die Aufgabe, diejenigen in den Chor zu rufen, welche ihre Absicht bekundet hatten, in die Diskussion einzugreifen. Es ist durchaus möglich, dass er auch die Mandate des Rates verlas und die Anordnungen der Präsidenten verkündigte. Man muss sich deshalb fragen, ob Manuels Worte seine persönlichen Wünsche und Absichten widerspiegeln oder ob er im Auftrag der Präsidenten gesprochen hat. Eines steht fest: Die Präsidenten schalteten sich gelegentlich selber ein. Manuel war also nicht in allen Fällen ihr Sprachrohr³. Wenn er in dem uns interessierenden Fall wirklich das Mandat verlesen hätte, wäre nicht ersichtlich, warum der einleitende Satz mit seinem Namen erst vor dem abschliessenden Kommentar steht, es sei denn, die Protokollführer wollten den persönlichen Charakter der folgenden Aussage hervorheben. Man mag nun einwenden, die Stelle des einleitenden Satzes könnte sich aus dem Um-

¹ UP 72, 271 f., 73, 279f., 74, 291f., 75, 204f.; EA IV 1a Nr. 503, Abschnitt 80; ST Nr. 1458; FISCHER, Geschichte der Disputation und Reformation in Bern, 251 und 278; GRÜNEISEN, 104; SCHEURER, 256; BAECHTOLD, Seite XXXIV f.

² BAECHTOLD, Seite XXXV. ³ EA IV 1a Nr. 503, Abschnitte 87 und 88.

stand erklären, dass ein anderer die obrigkeitlichen Weisungen verlesen habe und Manuel nur damit beauftragt gewesen sei, den Kommentar der Präsidenten vorzubringen. Es ist aber höchst unwahrscheinlich, dass im Laufe der einen offiziellen Verlautbarung der Sprecher wechselte. Dass Manuels Worte nicht ein Bestandteil einer offiziellen Verlautbarung waren, ergibt sich noch aus der Tatsache, dass diese in den Protokollen sonst immer als solche gekennzeichnet sind. Es wird erwähnt, dass dieser oder jener Ordnungsantrag von den Präsidenten ausgehe¹. Der persönliche Charakter von Manuels Votum geht auch aus einer Bemerkung in Peter Cyros Protokoll hervor. Der Stadtschreiber konnte sich nicht enthalten, seinen Freund und Glaubensgenossen für seine Worte zu loben. Er nannte ihn «redlich», musste freilich nachträglich die Bemerkung aus dem Protokoll streichen, weil sie mit der Unparteilichkeit des Sekretärs unvereinbar war².

Wir müssen Manuel wohl glauben, dass es ihm nicht darum ging, die Schlussreden durchzusetzen, sondern allein darum, die Wahrheit aus der Schrift zu ergründen. Er war überzeugt, dass eine echte Diskussion sie an den Tag bringen müsse, wenn nämlich eine starke Opposition auftrete und ihre besten Argumente vorlege. Sein dringender Appell an die Gegner, sich zusammenzuschliessen und sich stärker an der Diskussion zu beteiligen, ist deshalb durchaus ernst zu nehmen. Der Sieg der evangelischen Sache stand für ihn ohnehin fest, auch wenn die eine oder andere Schlussrede sich als unbegründet erweisen sollte. Und tatsächlich war kein anderer Ausgang des Glaubensgesprächs denkbar, nachdem die Gegner sich auf die alleinige Autorität der Bibel hatten verpflichten lassen. Die eigentliche Entscheidung war also schon vor der Disputation gefallen. Hier liegt die Fragwürdigkeit dieser Glaubensgespräche und der Konsequenzen, welche die Evangelischen aus ihrem Ergebnis zogen. Das Problem war nicht so einfach, wie Manuel es sich vorstellte. Es ging nämlich nicht um die Alternative Menschenwort und Gotteswort. Die Neugläubigen erhoben die Bibel zum alleinigen Massstab, während die Katholiken von einem bestimmten Kirchenbegriff ausgingen, welcher der Schrift einen gewissen Platz zuwies und den päpstlichen Satzungen gleichfalls Offenbarungscharakter zuerkannte.

¹ EA IV 1a Nr. 503, Abschnitte 78 bis 109. ² UP 73, 279.

In der «Krankheit der Messe» und im «Testament der Messe» kommen die Siegesstimmung und die Zuversicht zum Ausdruck, die den Reformator erfüllten, als er in die eidgenössische Politik eintrat.

Dem Papst wird gemeldet, die Messe werde angefochten; sie sei todkrank. Der Heilige Vater erschrickt sehr, denn er weiss, dass sie das Fundament bildet, auf dem seine Herrschaft ruht, und obschon er eigentlich keine Hoffnung mehr hat, beauftragt er die berühmtesten Ärzte, alles zu versuchen, um sie zu retten. Diese müssen aber bald einsehen, dass da nichts mehr zu machen ist. Sie stehlen sich davon und überlassen die Sterbende ihrem Schicksal.

Der Messe war nicht mehr zu helfen. Manuel war getragen von dieser Gewissheit. Die verzweifelten Ärzte bekunden in starken Bildern ihre Einsicht in das Unabänderliche.

«Es haben vil ir kunst daran unnützlich verschlissen; ich sorg, wir gewinnend auch als vil eren an diser arbeit, als, der honig im sprachhus sucht: des lon sind beschissen hend!»¹. «Ja, ja sie bessert sich wie ein zwezigjährig ross, der fisch an der sunnen und das korn im hagel!»² «Fürwar, die Mess ist schwach und dem tod näher, dann Schaffhusen dem Ryn!»³ «Wo nun us? sprach der fuchs in der fallen; ietz sind wir im meer on schiff und rüder. Wer kan küechlen on für und anken, oder on federen fliegen? Es wär glich als möglich, das ganz meer an den regenbogen zü henken wie ein brotwurst an ein stecken, dass es tüerr und drucken wurd, als diser Mess zü helfen, ...»⁴.

Als der Papst vernimmt, was der Messe wartet, bekennt er, dass er das Verhängnis längst habe kommen sehen. Er weiss, dass, wenn es zum Prozess gegen die Messe kommt, ihr und des Papsttums Untergang unabwendbar ist. «Das armbrust ist lang gespannen gestanden, sobald es lat, so sind wir all geschossen»⁵. Der Papst vergleicht seine Kirche mit einem leckten Schiff. Der Kardinal glaubt, dass kein Verstopfen mehr helfe. Er berichtet dem Papst, das Abendmahl Christi, die zwölf Apostel und das Alte Testament seien zu Richtern über die Messe bestimmt. Der Heilige Vater ist darob nicht eben erfreut: «Das fröuwt mich eben, wie

¹ *Krankheit*, 222, Zeile 22 ff. ² *Krankheit*, 223, Zeile 10 ff.

³ *Krankheit*, 225, Zeile 7 ff. ⁴ *Krankheit*, 230, Zeile 7 ff.

⁵ *Krankheit*, 217, Zeile 7 ff.

den stülzer der hoppentanz! da würden wir als vil angewinnen, als einer, der ein messer am für wil wetzen. Die richter sind partyisch und von anfang all weg wider uns; sie wurden unser Mess glich als gesund sin, als dem künig Pharao das rot meer; »¹ Die Bilder vom schwirrenden Pfeil, vom lecken Schiff und von dem über Pharao hereinbrechenden Meer wandeln ein und denselben Grundgedanken ab: Da die Dinge nun einmal in Bewegung geraten sind, ist der Untergang des Papsttums unabwendbar; das Verhängnis wird jäh und gewaltsam über die Kirche hereinbrechen. Manuel betrachtete den Untergang des Papsttums als eine heils geschichtliche Notwendigkeit. Die Ärzte stellen fest, die Messe trage den Keim des Verderbens schon seit der Geburt in sich². Wie man das zu verstehen hat, verrät uns die Messe selbst. Sie sei, so bekennt sie, vom Papst geboren und ausgegangen wie der Basilisk aus dem Hahnenei. Da aber Christus verkündet habe, es werde alles, was nicht von Gott selber gepflanzt, ausgereutet und ins Feuer geworfen werden, habe sie erkennen müssen, dass sie dem Tode nicht entrinnen könne³.

¹ *Krankheit*, 219, Zeile 6 ff.

² *Krankheit*, 221, Zeile 19 bis 222, Zeile 19.

³ *Testament*, 233, Zeile 1 ff. und 232, Zeile 5 bis 14.